

Biographisches

über

Clemens Brentano.

---



## Biographisches.

---

In Oberitalien, an den reizenden Ufern des Comersee's, wo seine drei Arme sich vereinigen, dem lieblichen Chiavenna gegenüber, in Tremezzo, steht noch jetzt das Stammhaus der Brentano. Von dort war Peter Anton Brentano nach Frankfurt am Main übergesiedelt und hatte daselbst ein Handelshaus gegründet, welches durch Fleiß und weise Führung eines der bedeutendsten dieser Handelsstadt wurde.

Die Sage, daß die Brentano von der Familie der Visconti in Mailand abstammen, ist wohl nur durch die Ähnlichkeit ihres Wappens mit dem jener edlen Familie entstanden, in dem, wie in dem Brentano'schen, nebst einem doppelten Adler, einem Löwen und einer Schlange auch eine Butte zu sehen. Diese sollen die Visconti in ihr Schild aufgenommen haben, nachdem bei einem Aufruhr in Mailand ein Sprößling dieses Hauses, als Knabe, von einem treuen Diener in einer Butte auf dem Rücken weggetragen, und so dem sichern Tod entzogen worden; daß dieser Gerettete den Namen Brentano angenommen und der Stammvater der uns bekannten Familie sei, entbehrt geschichtlicher Beweise.

Im Jahr 1774 mit Maximiliane Euphrosine, der schönen, geistreichen Tochter des kurtrierischen Kanzlers von La Roche und seiner Gattin, der bekannten Schriftstellerin Sophie von La Roche, in zweiter Ehe verbunden, wurde Peter Anton Brentano 1777 zum Trierischen Geheimerath und Residenten bei der freien Reichsstadt Frankfurt ernannt, und 1778 am 8. September wurde ihm sein drittes Kind dieser Ehe im Hause der Großeltern La Roche im Thal Ehrenbreitstein geboren, ein Knabe, der in der Taufe von seinem Paphen, dem Kurfürsten Clemens Wenceslaus, den Namen Clemens erhielt.

Da die Brentano'sche Ehe reich mit Kindern gesegnet war, erwachsen mehrere derselben im Hause der Großeltern, die, nachdem der Kanzler 1780 in Folge seiner anonym erschienenen Briefe über das Mönchsthum in Ungnade gefallen und seine Stelle verloren, nach Offenbach gezogen waren, wo der Vater 1788 starb und seine Frau bis zu ihrem Tode 1807 lebte. Bettina und noch andere Schwestern sind dort bei der Großmutter erzogen worden, deren Geistesrichtung gewiß nicht ohne Einfluß auf ihre Enkel geblieben; Clemens aber wurde der Obhut der Schwester seiner Mutter, Louise, verhehelichte von Möhn in Koblenz anvertraut und besuchte dort das Gymnasium, namentlich 1789 die zweite, oder wie sie jetzt in Preußen genannt wird, die fünfte Classe. Obgleich die Schilderung, welche er uns in einem Brief an seine Schwester Bettina (Frühlingskranz Seite 34) von dem Leben in dem Hause dieser Tante macht, nicht der Art ist, daß angenehme Erinnerungen an diese Jugendjahre in ihm leben konnten, hat er doch für den Rhein, an dem er geboren, an dessen poetischen Ufern und unter dessen lebensfrohen, liebewarmen und geistesfrischen Bewohnern er seine frühesten Jugend verlebte, eine große enthusiastische Liebe bewahrt, die sich namentlich in seinem schönen Rheinmärchen, in seinem Festspiel „Am Rhein, am Rhein!“ und in manchen anderen seiner Dichtungen kund gibt.

Oft und viel hat er von den Plagereien erzählt, welche er bei der Tante Möhn erdulden müssen, wobei das viele Waschen mit kaltem Wasser eine Hauptrolle spielte. Während dem Erdulden dieser Plage soll er vor Kälte starrend den ersten Reim gemacht und das Sprüchlein von der Morgenstund' mit: „hat kalt Wasser im Mund,“ ergänzt haben. Viel Charakteristisches für Clemens, wie wir ihn in reiferen und späteren Jahren gekannt, zeigte sich auch schon in dem Reimspruch, in den er damals sein Tischgebet verändert:

„Komm Herr Jesu, sei unser Gast,  
An meiner Kapp ist ä goldne Duast.“

Von dem Gymnasium abgerufen, sollte Clemens jetzt auf dem Comptoir seines Vaters in Frankfurt am Main die Handlung erlernen. Daß der geniale dichterische Jüngling sich dabei nicht wohl fühlte, daß sein oft harlekinähnliche Streiche ersinnender Muthwille dem ernstern, stattlichen Vater, der den Sohn gern zu der Lebensbahn heranbilden wollte, die ihn zu Wohlstand und Ehre geführt, viel Kummer und Sorge machte, daß somit Verdruß nicht ausbleiben konnte, liegt sehr nahe, so sehr die Brüder und besonders ein alter origineller Buchhalter, der gute Herr Schwab, dessen die Geschwister oft in Liebe und Dank gedachten, und der mit seinen abenteuerlichen Erzählungen nicht wenig dazu beitrug, den Trieb für's Wunderliche und Phantastische in ihnen zu nähren, sich bemühten, zwischen Vater und Sohn ein gutes Einverständniß zu erhalten.

Das mythische Bild, unter welchem \*) Clemens diesen wunderlichsten aller Buchhalter zeichnet, der halb mit den Contobüchern des Comptoirs, halb mit dem Blocksberg der Literatur verkehrend, als der Vermittler seiner Märchenwelt mit dem

\*) Siehe Vorrede zum Gockelmärchen V. Band, Seite 11 der gesammelten Schriften.

wirklichen Leben erscheint, dürfte für unsere Leser nicht ohne Interesse sein.

„Dieser seltene Mann setzte dem goldenen Kopf \*) bald die Amalie, bald die Lisel (so hießen seine zwei Haarbeutelperücken) über die Frisuren: à la Taubenslügel, Ninon, Sevigné, Rhinoceros, Elephant, Cagliostro, Montgolfier, Heloise, Siegwart Werther, Titus, Caracalla und Incroyable, ohne irgend eine dieser Pantomimen der Zeit, welche dem goldenen Kopfe zugleich durch die Haare führen, zu stören. Er beugte sich wie der immerblühende und fruchtende Christbaum einer derben sachlichen Vorzeit über einen gähnenden Abgrund und über den von Seufzern zerrissenen Saum der Gegenwart, bis zu der sehnsüchtigen Jasminlaube der Pfarrerstochter von Taubenhain hin, welche beschäftigt war, den kaum verbleichten himmelblauen Frack Werther's und dessen strohgelbe Beinkleider auf dem Grabe Siegwart's gegen Mottenfraß auszuklopfen und abwechselnd den bei der Urne seiner Geliebten erfrorenen Kapuziner nach den Methoden des Miltenberger Noth- und Hilfsbüchleins aufzu-thauen, während Carl Moor, seine bleichgehärmte Wange an einen Aschenkrug lehrend, ihr Matthiſſon's Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses vorlas, und seitwärts ein Verbrecher aus Ehrsucht mit Lidia Hand in Hand im Mondenschimmer am Unfenteiche Irrlichter weidete und nimmer vergaß, was er allda empfand.

„Ein so großes Stück von der Geschichtskarte der Phantasie umfaßte jener Herr Schwab, daß ich wohl sagen kann: in den Zweigen dieses Baumes plauderten noch die Legenden, Gespenstergeschichten und Märchen in nächtlicher Kodenstube, als schon Lenore um's Morgenroth aus schweren Träumen emporfuhr. —

\*) Der „goldene Kopf“ hieß das Brentano'sche Familienhaus in der Sandgasse in Frankfurt am Main.

In seinen Zweigen hielten noch die asiatischen Banisen, die Simplizissimi, die Aventüriers, die Felsenburgen, die Robinsone, die Seeräuber, die Cartouche, die Finanziers und deren Jude, Süß Oppenheimer, Gespräche im Reiche der Todten bis tief in die Sternennacht, da unter seinem Schatten Götz von Verlichingen nebst Suite, vereint mit Schiller's Räubern, der Zukunft auf den Dienst lauerten; und dicht neben diesen die heilige Behme und alle geheimen Ordensritter bis zur Dya-Na-Sore Loge hielten. Es ward ein kunterbunter Polterabend der alten und neuen Zeit unter diesem Baume gefeiert. Da wetteiferte Theophrastus Bombastus Paracelsus mit Tagliostro in Theriack und Lebensäther, da lehrten Christian Weise's drei Erznarren den Naturmenschen Basedow's Latein aus dem Orbis pictus Comenii; da sperrete der höfliche Schüler den Magister Philoteknos in das Magazin des enfans der Frau von Beaumont, bis er Knigge's Umgang mit Menschen auswendig konnte; da declamirte Pater Cochem aus Eckartshausen's „Gott ist die reinste Liebe,“ und meditirte der Letztere aus des Ersten vier letzten Dingen; da that Siegfried von Lindenberg die genealogische Frage: „was thun die Fürsten v. Hohenlohe?“ und antwortete Hübner: „sie theilen sich in drei Linien.“ Da las Eulenspiegel die Correcturbogen der neuen Heloise und sang Don Quixote: „Freude schöner Götterfunken,“ und endlich — hier tanzte der Reifrock mit der chemise grecque den Cotillon auf der Hochzeit des Kehrauses bei einem umfassenden Orchester von der alten Laute Scheidler's, der Glasharmonika und Harfe der blinden Jungfer Paradies, einigen Maultrommeln, Papagenopfeifen und modernen Guitarren. — Ja, um den Paradeplatz aller Leistungen unter dem Commando des Herrn Schwab zu umspannen, reichte kaum das Gespinnst der alten Base Cordula zu, deren reiner Faden doch von dem Taufhemde des Fräuleins von Sternheim bis zur Jacobinermütze um die Spule gelaufen war. — Dieser Janus, dieser

Proteus, dieser Centaur von Scherz und Ernst," dieser ewig theure Schwab, dessen Clemens auch in den Terzinen gedenkt, welche wahrscheinlich in den Jahren 1810 bis 1816 entstanden sein dürften, ursprünglich zur Einleitung der Romanzen vom Rosenkranz bestimmt waren, und jetzt, als Erinnerung an des Dichters Kindheit, die gesammelten Schriften eröffnen, sollte ihn nun in die Geheimnisse der doppelten Buchhaltung einführen; aber diese Lehren fanden weniger fruchtbaren Boden, als die Erzählungen, mit welchen er die Phantasie des Knaben nährte. Jeder Tag brachte einen neuen absonderlichen Muthwillen von Clemens, womit er sich zu entschädigen suchte für den Mißmuth und Überdruß, den ihm eine seiner übersprudelnden Phantasie, seinen Fähigkeiten und Neigungen so gar nicht zusagende Beschäftigung erzeugte. Neue Klagen, neue verdrießliche Störungen waren die bittere Frucht.

In Reimen geschriebene Geschäftsbriefe und Quittungen, mit Caricaturen und Randzeichnungen verzierte Frachtbriefe gingen damals aus dem Brentano'schen Comptoir hervor. Auf dem Speicher hatte sich Clemens in einem alten Kaffe- oder Zuckerfaß eine Zufluchtsstätte bereitet und ausgeschmückt, in die er in freien Stunden flüchtete und wo er träumte, las und auch wohl dichtete. Er nennt es in der Zueignung des Gockelmärchens an das Großmütterchen sein Badutz, d. h. den Ort, welcher alle seine Seligkeit und alle seine Schätze enthielt, — und in dem Radenpeter und dessen Leben in dem Märchen „Comanditcheu," (zweiter Band, der bei Cotta erschienenen Märchen,) soll er sich selbst und sein Leben geschildert haben, allerdings mit poetischen Farben, deren Tinten denen der Wirklichkeit wohl nicht immer ganz ähnlich sein dürften.

Wie Sonnenblicke in dem traurigen Geschäfts- und Comptoirleben mögen ihm die Stunden gewesen sein, in denen der Vater die Geschwister zu der Großmutter La Roche nach Offenbach führte.

Die schöne Schilderung, welche uns Bettina in ihrem Frühlingskranz (Seite 285) von der Häuslichkeit dieser geistreichen Frau und Schriftstellerin gibt, können wir uns nicht versagen, hier anzuführen. „Diese Häuslichkeit,“ sagt die Enkelin, „hat einen eignen poetischen Schimmer, Alles in der höchsten Reinlichkeit und Heimlichkeit zu erhalten, — zu jeder Stunde, zu jeder Jahreszeit ist nichts vernachlässigt, selbst das aufgeschichtete Brennholz am Gartenspalier ist unter ihrer Aufsicht der Schönheitslehre. — Wenn es im Winter muß verbraucht werden, so läßt sie es immer so abnehmen, daß die Schneedecke so weit wie möglich unverletzt bleibt, bis Thauwetter einfällt, wo sie es abkehren läßt.

„Im Herbst hat sie ihre Freude dran, wie die rothen Blätter der wilden Rebe es mit Purpur zudecken. — Im Frühling regnen die hohen Akazien ihre Blüthenblättchen drauf herab und die Großmutter freut sich sehr daran. Ach, was willst du? — es gibt doch keine edlere Frau wie die Großmutter! — Wer verkennt den wunderschönen Blick ihres Auges, wenn sie manchmal sinnend mitten im Garten steht und späht nach allen Seiten und geht dann plötzlich hin, um einem Zweige mehr Freiheit zu geben, um eine Ranke zu stützen, und dann so befriedigt in der Dämmerung den Garten verläßt, als habe sie mit der Überzeugung Alles gesegnet, daß es fruchten werde.“ —

So lieb und interessant der geniale, reichbegabte Enkel der Großmutter auch gewiß gewesen, mußte doch die phantastische Wunderwelt und die ungebändigte Phantasie desselben der besonnenen, verständigen Frau fremd sein, und er erzählt uns in seiner Zueignung des Gockels, daß sie ihn, wie später Bettina, öfter gefragt: „Kind meiner May, woher hast du nur all' dies wunderliche Zeug?“ „Es ist nicht weit her,“ antwortete er, wir aber glauben, daß es wohl aus der Heimath seines Vaters stammte, aus dem nördlichen Italien, dessen ernste und doch

sonnig schöne, poetische, großartige Natur so viele Dichter in ihrem Schooße gewiegt hat.

Vor gar vielen Schmerzen, Wirren und bitterer Neue wäre Clemens bewahrt geblieben, hätte eine verständige, consequente Erziehung früh in dem begabten Kinde etwas von der ruhigen Pflichttreue und Kraft zu wecken und zu nähren verstanden, welche seine Großmutter (geboren zu Kaufbeuren, in der vormaligen Reichsstadt, den 5. December 1731) lehrte, ihrem Vater, Gutermann Edler von Gutershofen, practischem Arzt und Decan der medicinischen Facultät zu Augsburg, zweimal das Opfer einer lange von ihm gebilligten Neigung zu bringen und zugleich dem geliebten, vortrefflichen Manne, \*) dem sie ihre Geistesbildung großen Theils dankte und den sie lange als künftigen Gatten zu denken gewohnt war, nebst dem Danke auch die Treue insofern zu bewahren, daß sie ihr Talent in Gesang und Clavier, welches er nebst ihrem Geiste ausgebildet, nie mehr übte, damit nicht Andere ernten möchten, was er gesäet.

Aber leider hatte unser Dichter schon früh (1794) die liebe Mutter verloren, der es vielleicht gelungen wäre, Glauben und Gehorsam, die einzige Schutzwehr gegen Versuchung von Außen und Innen, in ihm zu erhalten, und wenn auch die Erinnerung an sie und einzelne Momente des Zusammenlebens mit ihr, z. B. wie sie heimkehrend am späten Abend noch von einem Bettchen ihrer Kinder zum anderen geschlichen, um sie zu segnen, ihm so lebendig geblieben, daß er davon erzählend versicherte, er glaube sich noch von dem Thau auf ihrem Pelzmantel benetzt zu fühlen, wenn er auch oft bezeugt, daß solche Erinnerungen ihn in den Augenblicken der größten Gefahr mahnend umschwebt,

---

\*) Bianconi, des Fürstbischofs von Augsburg Leibarzt. Dann war sie die Verlobte Wieland's, dem sie auch nach des Vaters Willen entsagte, der aber bis zu ihrem Tod ihr Freund blieb.

so daß er sie Mutterpfennige nannte und alle Mütter hätte bitten mögen, doch recht zu wachen auf die ersten Eindrücke auf ihre Kinder, und sie in jeder Weise, namentlich auch vor übelbehüteter Lectüre, zu schützen, die sein kaum erwachtes Herz in der frühesten Kindheit schon mit giftigem Stachel verwundet: so waren dieselben doch nicht mächtig genug, ihn vor Verirrung zu schützen, zu einer Zeit, wo Gährung und Verwirrung im religiösen und gesellschaftlichen Leben sein leicht entzündliches und bewegliches Gemüth mit erhöhter Gefahr bedrohten; aber sie mögen den Keim gelegt haben zu dem tiefbegründeten religiösen Gefühle, das wir in seiner verworrensten, glaubenslosesten Lebenszeit oft mit Erstaunen und Überraschung gewahren, und das, nachdem es wieder belebt worden, zur schönen Flamme aufloderte, die alles Unreine und Unheilige hätte verzehren mögen und mit der er das Leben und alle Strebungen seiner späteren Jahre Gott zum Opfer brachte.

Die Natur des Vaters, der, der italienischen Sitte getreu, wollte, daß sein Wille als einziges Gesetz im Hause gelte, war dem Knaben zu fremd, als daß irgend wohlthätiger Einfluß von ihm hätte geübt werden können, um so weniger, da jedes Zusammentreffen zwischen Vater und Sohn mit Tadel und Zurechtweisung des Letzteren verknüpft sein mußte; darum war auch die Erinnerung an den Vater ihm keine freundliche, und die Weise, in der sein neckischer Sinn oft dessen kleine Schwächen zu berühren und mit Übertreibung auszumalen suchte, ist vielleicht einer der tadelwürdigsten Fehler von Clemens, weil er damit veranlaßt, daß des Vaters Bild auch von Anderen entstellt worden ist. In einem Briefe vom 26. Januar 1841 haben wir gerne gelesen, wie er Neue über den dem Vater gemachten Kummer und Dank für dessen väterliche Sorgfalt ausspricht.

Selten waren daher die Besuche, die der ernste Vater in der Kammer des Sohnes machte. Als er bei einem derselben

entdeckte, daß dieselbe, Wände, Decke u. s. w. mit blauem Indigo aus dem Gewölbe ganz gefärbt war, ließ dieser neue Muthwille ihn an der Befehrung des Wildfangs im väterlichen Hause verzweifeln, und es wurde beschloffen, ihn nach Langensalza zu einem Handelsfreunde in die Lehre zu geben.

Mit unvergleichlichem Humor erzählte Clemens selbst von dem wunderlichen Anzug, den er sich von dem Theaterschneider verfertigen lassen, als sein vortrefflicher Bruder Franz, der schon damals dem Vater als Associe zur Seite stand und später der zweite Vater und Vormund, ja der Schutzgeist der Familie geworden, ihn aufgefordert, sich bei diesem Übertritt in ein fremdes Haus mit einer anständigen Garderobe zu versehen. Er bestand aus einem papageigrünen Rock nebst Scharlachweste und pfirsichblüthfarbenen Beinkleidern. In solchem Aufputz zog er 1795 in die Öl- und Branntweinhandlung des Herrn Pölex in Langensalza ein, und man wird nicht erstaunen, daß der schöne, junge, stämmige Frankfurter, mit frischen Wangen, sprühendem Auge und dunklen Locken, bald das Urbild der Stutzer und der Gegenstand der Bewunderung der Schönen des stillen Landstädtchens wurde. Diese Huldigungen und der Genuß, den es ihm verschaffte, die Geschäfte in Versen abzumachen und mit den Branntweinbrennereien der goldenen Aue in gebundener Rede zu correspondiren, waren geringe Entschädigung für seine dort in jeder Hinsicht peinliche Lage, und es verräth keinen geringen Grad von Pflichtgefühl und Ergebung, daß er sich so willig hineinfügte und in der Achtung für seinen Principal und dessen Freundlichkeit gegen ihn einige Entschädigung dafür fand, wie ein Brief von Langensalza (1796) bekundet. Auch gibt derselbe nicht nur von dem dortigen gänzlichen Mangel aller äußeren Mittel zu weiterer Ausbildung, sondern auch von seinem großen Verlangen darnach Zeugniß und wie sehr ungenügend ihm das äußere frivole Treiben erschien.

Verse, in denen Clemens in scherzender Weise der Schwächen der Hausfrau des guten Herrn Poler gedachte, von dem Principal in des Lehrlings Zimmer gefunden, sollen die Veranlassung gewesen sein, daß er nach einem halben Jahre (1796) seinem Vater nach Frankfurt zurückgesandt wurde, auf dessen Comptoir er nun wieder arbeitete und eine Reihe von muthwilligen Streichen begann, unter welchen die Correspondenz mit einem Londoner Geschäftsfreunde schon von Verschiedenen erwähnt worden ist. Nachdem er nämlich in einer Debatte um ein verlorenes Zuckerfaß schon manche Briefe hatte copiren müssen, malte er, da er einen etwas heftigen Brief in dieser Angelegenheit zu copiren hatte, im Unmuth über die widerwärtige Arbeit, der Unterschrift zur Seite einen mächtigen Hut, unter welchem zwei Gesichter einander mit gegenseitigem Ingrimm anblickten und drunter war zu lesen:

„Zwei Narren unter einem Hut,  
Der dritte sie beschauen thut.“

In der Antwort, die nicht lange ausblieb, fand man einen breiten Strom gezeichnet, der die westliche Seite einer wohlverwahrten Festung bespülte und die Unterschrift:

„Das ist die Festung Wesel,  
Wer sie schaut ist ein Esel.“

Als der erzürnte Vater mit gerechtem Unwillen der Veranlassung solcher Unbill nachgespürt und der Sohn schuldig befunden worden, erkannte man, daß er zum Geschäftsleben untauglich und daß der Ausspruch der Frau Rath \*) sich an dem Knaben bewährt hatte:

„Wo dein Himmel ist dein Badutz,  
Ein Land auf Erden ist dir nichts nutz.“

\*) Goethe's Mutter, siehe die Zueignung des Gockel.

„Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit dieser berührt, wird es Thränen regnen.“ Diese werden gewiß hier in reichem Maße geflossen sein, doch war die glückliche Folge, daß nach ernster Berathung beschlossen wurde, ihm die Wahl seines künftigen Berufs zu überlassen. Er suchte nun in einer Anstalt der Nachbarschaft die versäumten Schulstudien nachzuholen und ging dann nach seines Vaters Tode (1797) nach Jena auf die Universität; eine zeitlang soll er auch in Halle gewesen sein.

„Auf diese Weise ward er in die geistigen Strömungen hineingezogen, welche damals den protestantischen Norden Deutschlands bewegten, die aber mit ihren grell durcheinander laufenden Richtungen wenig geeignet waren, einem meister- und steuerlos irrenden Dichtergeist, ohne sicheren, religiösen Halt und ohne den wissenschaftlichen Ballast einer gründlichen Schulbildung, auf dem leichten Fahrzeug der Poesie Harmonie und festen Halt zu geben.“

Von den Studien- und Collegienheften seiner Universitätsjahre erzählte Clemens wenig, auch hatte er seine rasch voranschreitende geistige Entwicklung wohl weniger dem in den Hörsälen Vorgetragenen zu danken, als Selbststudien und seinem Umgang mit den Sternen erster Größe, die damals an jenen Universitäten, besonders in Jena und im nahegelegenen Weimar glänzten; in deren Kreis durch die Freundschaft von Wieland eingeführt, — der den Enkel seiner Jugendfreundin wie einen Sohn aufnahm, — er schnell vertraut wurde.

Zündend und begeisternd müssen solche Berührungen auf das Gemüth des Dichterjünglings gewirkt haben; nicht hemmen konnte er daher auch länger das Ausströmen der innern Fülle, und schon im Jahr 1798 schrieb er seinen *Godwi*, den er nach der Vorrede zum ersten Bande (datirt Juni 1800) zu Anfang des Jahres 1799 vollendete. Also in seinem zwanzigsten Jahre,

als er, wie er später zu sagen pflegte, noch ganz unwissend war. Clemens selbst nannte die Schrift einen verwilderten Roman, sie gehört der romantischen Schule an, aber nicht in ihrer höhern reinern Richtung, wie sie sich in Novalis ausspricht, und der Clemens, sobald der Most ausgegohren hatte, sich zuwandte; es ist vielmehr der trübe, üppige Geist der Lucinde, der darin spukt. Doch, wenn auch mit Recht gesagt worden, daß hier überall die unreife, trunkene Jugend des Dichters sichtbar, der, von den verschiedensten Richtungen angeregt, einem in den Winden flackernden Lichte gleicht, der nicht Herr seiner selbst ist, sondern jeder Laune, jedem Einfall nachrennt, wie ein Kind den Blumen und Schmetterlingen; wenn es auch wahr ist, daß seine eigne Empfindung ihn so ganz beherrschte, daß viele Personen des Romans seine eignen Spiegelbilder sind, und beinahe alle jeden Augenblick in ungenießbare Fafeseien romantischer Überschwänglichkeit verfallen, daß von einer ruhigen, objectiven Auffassung fremder Persönlichkeit, von einer gehaltenen Durchführung durch alle Verwirrungen zu einem befriedigenden Schlusse kaum eine Spur ist: so gewahren wir darin doch schon hie und da leise religiöse Klänge, Beachtung und Verständniß der Volkspoesie und ein erfolgreiches Anlehnen an dieselbe. Hier sind schon die Anfänge des Wunderhorns, in welchem er mit Achim von Arnim so viel Köstliches gesammelt und bewahrt hat, z. B. Godwi (II. Band, Seite 92), das Lied vom Tannebaum, welches halb Volkslied, halb seines eignen Geistes Kind scheint:

„O Tannebaum, o Tannebaum,  
Du bist mir ein edler Zweig,  
So treu bist du, man glaubt es kaum,  
Grüñst Sommers und Winters gleich,“ u. s. w.

(Gesammelte Schriften II. Seite 103.)

Weiter (2ter Band, Seite 113) das tief schwermüthige Lied,

was er selbst mit seiner reichen, vollen Stimme so schön zu singen pflegte:

Maria, wo bist du zur Stube gewesen?  
 Maria, mein einziges Kind!  
 „Ich bin bei meiner Großmutter gewesen,  
 Ach weh! Frau Mutter, wie weh!“ u. s. w.

Die Strophen eines katholischen Kirchenliedes, welche wir im zweiten Bande, Seite 350 finden:

„Was heut' noch grün und frisch dasteht,  
 Wird morgen schon hinweggeweht:  
 Die edlen Narcissen,  
 Die Zierden der Wiesen;  
 Die schön Hyacinthen,  
 Die türkischen Binden:  
 Hüte dich, schönes Blümlein!“

liegen seinem Erntelied:

„Es ist ein Schnitter, der heißt Tod“ u. s. w.

zu Grund (Gesammelte Schriften I. Seite 519), und hat er in seinem Gockelmärchen, nah am Ende seiner Tage, noch in dasselbe verflochten.

Auch müssen wir schon im Godwi die vollendete Trefflichkeit seiner eignen, also schon im zwanzigsten Jahre gedichteten Lieder und Romanzen bewundern, z. B. im zweiten Bande, Seite 216:

„Ein Fischer saß im Rahne,  
 Ihm war das Herz so schwer,  
 Sein Liebchen war gestorben,  
 Das glaubt er nimmermehr“ u. s. w.

(Gesammelte Schriften II. Seite 99.)

Und im zweiten Bande des Godwi Seite 329:

„Da sind wir Musikanten wieder,  
 Die nächtlich durch die Straßen ziehn,  
 Von unsren Pfeifen lust'ge Lieder,  
 Wie Blitze durch das Dunkel fliehn. —

Es brauset und fauset  
 Das Tambourin,  
 Es rasseln und prasseln  
 Die Schellen darin;  
 Die Becken hell stimmen  
 Von tönenden Schimmern;  
 Um Kling und um Klang,  
 Um Sing und um Sang  
 Schweifen die Pfeifen,  
 Und greifen an's Herz  
 Mit Freud' und mit Schmerz!" u. s. w.

Deutinger sagt in Beziehung auf dieses Gedicht, welches in den gesammelten Schriften (II. Seite 333) aufgenommen ist (Über das Verhältniß der Kunst zum Christenthum. Ein Programm. Freising 1843): „Wie sehr Brentano es verstand, seines Herzens bebungen in den Lauten der Sprache nachklingen zu lassen, davon überzeugt uns sein Lied von den lustigen Musikanten. Wenn er den tiefen Schmerz in greller Lustigkeit hier aufschreien läßt, könnte das bezeichnender und ergreifender geschehen, als in dem herrlichen Refrain jenes Liedes, der mit dem schreienden Ei-Laut aus aller Lustigkeit den Hammer herzzerreißend hervortönen läßt.“ Die Sage von der Lurlei, welche Clemens Brentano erfand in der Ballade (Godwi II. Seite 392):

„Zu Bacharach am Rheine  
 Wohnt eine Zauberin,  
 Sie war so schön und feine  
 Und riß viel Herzen hin“ u. s. w.

(Gesammelte Schriften II. Seite 391.)

und an den Namen Lurlei, den ein vorspringender Schieferberg (Lei) führt, angeknüpft hat, ist seitdem in die Sagedichtung der rheinischen Lande übergegangen und, als wenn es ein alter Stoff wäre, vielfach von Anderen bearbeitet worden.

Damit es nach dem Zuletztgesagten nicht scheine, der

Herausgeber der gesammelten Schriften habe gefehlt, indem er diesen Roman denselben nicht eingereiht, fügen wir das Bekenntniß hier an, welches der Verfasser mit edler Freimüthigkeit schon in seiner Vorrede zum zweiten Band (Juni 1800) in dem Gefühle, daß das Ganze eigentlich seiner unwürdig, der Welt abgelegt. Er sagt: „Dies Buch hat keine Tendenz, ist nicht ganz gehalten, fällt hie und da in eine falsche Sentimentalität. Ich fühle es ist. Da ich es schrieb, kannte ich Alles das noch nicht; ich wollte damals ein Buch machen, und ist erscheint es nur noch, weil ich mir in ihm die erste Stufe, die freilich sehr niedrig ist, gelegt habe. Ich vollendete es zu Anfang des Jahrs 1799, hatte mich damals noch nicht der Kunst geweiht und war unschuldig in ihrem Dienst. Ich werde sie an diesem Buche rächen oder untergehen.“

Dann auch, daß es in späteren Jahren hinsichtlich der sittlichen Tendenz dieses Buches der einzige Trost des Dichters gewesen, daß er als ein junger Mensch, der noch nicht zu sich selbst gekommen und darum minderere Zurechnung fähig war, von dem allgemeinen Strudel damaliger Zeit mit fortgerissen worden sei.

Eine andere Kritik über dies Jugendwerk von Clemens Brentano (historisch politische Blätter, 15ter Band, 1stes Heft) dürfte wohl hier nicht unpassend eingefügt sein: „Der erste Band ist in Briefform, einer Form eben recht bequem, sich nach Herzenslust nach allen Seiten hin in tausend Abschweifungen zu ergehen; einen kunstreichen Zusammenhang in das Ganze zu bringen, den Knoten sinnreich zu schürzen und das Interesse für die spielenden Personen zu erwecken und in steigendem Grade zu spannen, kam dem jungen Dichter gar nicht in den Sinn; so wird der unglückliche Leser genöthigt, durch die ewigen bizarren

Sprünge und Absprünge mißmuthig gemacht, weite langweilige Sandsteppen verwirrter Ideen über Kunst und Leben, nebulirender Gefühle und Ansichten, wie sie damals bei den Jenenser Studenten in der Mode waren, zu durchwandern.

„Der Dichter langweilte sich selbst über seiner eignen Arbeit; daher kehrt er selbstmörderisch im zweiten Bande seine satyrische Spitze gegen den ersten, die dort gezeichneten Charaktere verhöhnend und nach dem Ende der langgesponnenen Geschichte verlangend. Hier hat er auch die Form geändert. Es sind keine Briefe mehr, die uns mitgetheilt werden. Godwi, der Held des ersten Bandes, tritt in den Hintergrund, und der Verfasser des Romans, der Dichter Maria, nun als erste Person hervor. Bizarr, wie das ganze Werk, ist auch dieser Wechsel. Hier erfahren wir nämlich, daß der Dichter Maria aus keiner andern Absicht, als um die Tochter einer der brieffschreibenden Personen des ersten Bandes zu erhalten, von ihm den Briefwechsel erhielt, damit er sich durch die geschickte Herausgabe desselben die Hand der Erwählten verdiene. Er machte aber seine Sache schlecht. Der erste Band mißfällt. Von dem Vater abgewiesen, reißt er nun selbst mit seinem ersten Bande zu dem Haupthelden der Briefe, zu Godwi, um von ihm den weiteren Verlauf seiner Liebesabenteuer zu erfahren, über deren Langweile er nun schon mit ironischem Munde zu klagen anfängt.

„Godwi liest erstaunt seine eigne Geschichte; das Buch in der Hand, führt er den Verfasser in seinem Garten umher, und ihm einen Teich zeigend, sagt er: „Dies ist der Teich, in den ich Seite 266 im ersten Bande falle.“ Sie beschließen nun, den zweiten Band zusammen zu machen. Maria langweilt sich und drängt den Godwi zum Schluß; er wird darüber krank; schreibt aber auf dem Krankenbette noch immer fort, warum? — um seine Begräbniskosten herauszubringen. Der Arzt warnt ihn, es komme hierbei nichts heraus, indem

das Schreiben seiner Gesundheit nachtheilig sei; er entgegnet aber: es komme im Gegentheil nichts für ihn, den Arzt und Apotheker heraus, wenn er sterbe, ohne das Buch geendet zu haben. Er stirbt nun wirklich, und es folgt der Bericht eines Freundes über seinen Tod und endlich die Gedichte seiner übrigen Freunde als Nachruf an den Verstorbenen, der aber eben kein Anderer ist als Clemens Brentano, der in diesen seinen Leichengedichten die Manier der damaligen Dichter ironisirend nachahmt.“

Der genannte Bericht eines Freundes u. s. w. oder wörtlich: Einige Nachrichten von den Lebensumständen des verstorbenen Maria, mitgetheilt von einem Zurückgebliebenen (II. Seite 431), ist von August Winkelmann. \*) Da er der Erste ist, der sich über unseren Dichter ausgesprochen, und da er nebst demselben die Gesellschaft in Jena, in welcher er lebte, schildert, lassen wir dieselben hier folgen, nach den glütigen Notizen eines Freundes den Druck ergänzend.

„Seine äußere Erscheinung \*\*) bizarr oder angenehm, aber immer anziehend; — seine Unterhaltung schnell, sehr lebhaft, immer witzig; — Vielen fremd, Einigen sehr lieb; — in seinem ganzen Dasein ein gewaltiges Ringen seines Gemüths und der äußeren Welt: — so sah ich Maria zuerst in Jena und fühlte mich schnell zu ihm hingezogen. Keiner, der in Jena war, nennt diesen Abschnitt seines Lebens ohne Dankbarkeit und angenehme Erinnerung! Dieser Sommer, in dem ich Maria

\*) Winkelmann, Stephan August, geboren 1780 zu Braunschweig, gestorben daselbst den 21. Februar 1810 als Professor am dortigen anatomisch-chirurgischen Collegium, nachdem er vorher Privatdocent in Göttingen gewesen. Er war Magister der Philosophie und Doctor der Medicin, hat besonders über die öffentliche Krankenpflege, Physiologie und Wahnsinn geschrieben. Seine Aufsätze in Klingemann's Memnon sind mit A. bezeichnet. Er soll ein sehr ausgezeichnete Kopf gewesen sein.

\*\*) Die des Maria, unter welchem Namen Clemens Brentano den Codex herausgegeben.

kennen lernte und das Jahr, das wir mit einander verlebten, sind mir unvergesslich. Wie es überhaupt in Jena Ton war, mit Allen bekannt, mit Wenigen vertraut zu sein; denn eine anständige Freiheit schuf eine glückliche Geselligkeit, in der Jeder leicht den fand, den er suchte: — so fanden auch wir, Maria und ich, uns bald in einem fröhlichen Kreise gleichgesinnter Freunde. Ihr guten Jünglinge, du vor Allen treuer Brangel, \*) wo ihr auch seid, entfernt, zerstreut, Maria hat euch nie vergessen, ihr begegnet den letzten Blicken, die er zurückwarf — neben seinem Schatten reicht mir die Hand, nicht wahr? wir lieben uns noch und vergessen ihn nicht.

„Darf ich nennen, was uns Alle verband? Ein Dichter \*\*) hatte uns Alle geweckt, der Geist seiner Werke war der Mittelpunkt geworden, in dem wir uns selbst und einander wiederfanden. Mannigfach von einander unterschieden waren wir, wie unsere Zeitgenossen, ohne Religion und Vaterland, wer die Liebe kannte, fühlte sie zerstörend. Ohne diese Dichtungen wäre der lebendige Keim des besseren Daseins in uns zerstört, wie in so Vielen. Im Genusse dieser Werke wurden wir Freunde, in Erkenntniß seiner Vortrefflichkeit gebildet, mit dem Leben einig, zu allen Unternehmungen muthig, zu einzelnen Versuchen geschickt. Deutschland hätte unser Studium Goethe's kennen gelernt, wenn mehrere von uns Maria's poetisches Talent gehabt. Sein Gemüth war früher von einem anderen Dichter \*\*\*) berührt und seine dunkle, verstimmte Jugend konnte sich lange dem heitern Genius nicht vertrauen; aber bald verdankte er ihm, daß sein Schmerz Klage, sein Unglück Kraft, seine Trauer um Liebe Streben nach Kunst wurde.

\*) Der Schwede, welcher in den von Bettina herausgegebenen Jugendbriefe öfters vorkommt.

\*\*) Goethe.

\*\*\*) Hölderlin?

„Alle Erinnerungen seiner Kindheit verloren sich in dem Schmerz keine Eltern zu haben, alle Hoffnungen seiner Jugend brach die Verzweiflung der Liebe. Wie sein Leben bedeckte auch diese Leidenschaft ein Schleier. Daß er ein edles Weib, \*) getrennt durch Verhältnisse, unglücklich liebe, war keinem von uns verborgen, denn es war der Inhalt seines ganzen Daseins. Das Geheimniß selbst schläft in deiner Brust, Clemens Brentano! Du hattest Maria's ganzes Vertrauen, und weil du weißt, was er litt, darum hast du am tiefsten gefühlt, wie werth ihm die Ruhe.

„Er gestand uns gern, wie er sich erheiterte in unserem Umgang; er fing an sich und seinen Talenten zu vertrauen — mehrere Aufsätze, die noch nicht gedruckt wurden, sind in dieser Zeit geschrieben — sein Godwi entworfen, hin und wieder ausgeführt.

„In keinem glücklicheren Momente hätte er das angenehmste Verhältniß finden können, das er jemals hatte. — Deine Bekanntschaft Tieck und den Umgang mit dir, Friedrich Schlegel, und deiner edlen Freundin. \*\*) Freundlicher Tieck, führt dir ein Zufall diese Blätter in die Hände, siehst du sie lächelnd durch, wie du pflegst, darf ich dich anreden, darf ich dir sagen, wie wir Alle dich liebten, wie du uns im Leben begegnetest wie in der Dichtung, einfach, gütig, der Gottheit und der Vorzeit empfänglich, reich an treffendem Wiß, reicher an Gefühl, Dichter und Künstler, wie es Wenige sind? Von uns Allen hatten deine Werke Maria

\*) Sophie Mereau, geborene Schubert, eine Schwester der ebenfalls durch Übersetzungen bekannten Henriette Schubert. Dieselbe war damals an den Professor Mereau in Jena verheirathet. Die schönen Briefe Schiller's an eine junge Dichterin, die in der Einsiedlerzeitung abgedruckt sind, wurden um diese Zeit an sie geschrieben.

\*\*) Die damals verheirathete Veit, Tochter Moses Mendelsohn's, später Friedrich Schlegel's Gattin. Gestorben in Frankfurt am Main. Mutter des berühmten Malers Philipp Veit.

am meisten gerührt. Er pries sich glücklich, je mehr er dich sah, er ward fleißig, von dir zu lernen, noch auf seinem Krankenlager erquickten ihn deine Erfindungen.

„Tieck's Umgang war ihm ermunternd — Schlegel's Nähe bildender. Wenige haben sich dir, gute, fromme Seele, mit diesem Vertrauen genähert. — Deinen Verstand, deinen Blick, deine tiefgefühlte Würde, Friedrich Schlegel, achtete Maria — deinen verhüllten Enthusiasmus erkannte er. Sein Schicksal war ein ewiger Irrthum — so hat er euch verloren.

„Daß ich unter seinen Freunden noch die auszeichne, die am meisten auf ihn gewirkt haben. Die Wissenschaft mag Ritter's \*) Genie, den erfindsamen Fleiß, den tiefen Geist und die heilige Ahnung seiner Untersuchungen dankbar bewundern. Maria liebte die Heiterkeit, mit der er ein großes Leben begann und den kühnen Witz seiner Unterhaltung. Von einer anderen Seite berührte ihn die seltene Erhabenheit in Klingemann's \*\*) Gemüthe. Trefflicher Spiegel deines Zeitalters! Dich weckte schon in früher Jugend der Genius mit versteckten Erfindungen dem Irrthum zu begegnen — was du geschrieben ist eine stille Persiflage der herrschenden Schwäche — mit kluger

\*) Ritter, Johann Wilhelm, geboren zu Samig in Schlesien am 16. December 1776, starb zu München als Akademiker den 23. Januar 1810. Ein naturphilosophischer Physiker. Seine Fragmente aus dem Nachlaß eines jungen Physikers (Heidelberg, 1810. 8. 1 und 2) hat Clemens Brentano oft gerühmt als ausgezeichnet durch Geist. Nach den Jugendbriefen (Frühlingskranz I. Seite 73) hat Goethe von ihm gesagt: „Wir Alle sind nur Knappen gegen ihn!“ und doch starb er arm und verlassen. (Vergleiche Intelligenzblatt zur Leipziger Zeitung 1810. Seite 72. Fschofke, Miscellen für Weltkunde. 1810. Nr. 27.)

\*\*) Klingemann, Ernst August Friedrich, geboren zu Braunschweig den 31. August 1777, starb daselbst als Theaterdirector den 24. Januar 1831. Zu der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Memnon“ (Leipzig bei Reni, 1800. 8., mehr wie ein Band erschien nicht) gab Clemens Brentano Beiträge, die „Maria“ unterzeichnet sind. Ob jener wohl dieses seines Jugendfreundes gedenkt in dem biographischen Buche: Kunst und Natur (Braunschweig 1819)?

Mäßigung verhüllst du dein Vorhaben und deine Originalität.  
 — Viele sind dir begegnet, ohne dich zu erkennen — unbesonnene  
 Kritiker tadeln deine Werke, die sie dem Außern nach beurtheilen  
 — die Nachwelt wird dir danken!

„Entzündet von der Nähe jener großen Männer, erheitert  
 durch den Umgang dieser und der anderen Freunde, ward er  
 gesunder, heiterer, wie je vorher. In wenigen fröhlichen Stunden  
 schrieb er das muthwillige Spiel Gustav Wasa. Wer es  
 beurtheilen wollte, müßte den Wig und die Laune kennen, mit  
 der es geschrieben wurde, und die Erbitterung, mit der er den  
 verderbten, nichtswürdigen Geschmack um so mehr haßte, je  
 mehr ihn der Geist der Poesie durchdrang.

„Im Sommer 1800 verließ Maria Jena und ging nach  
 Dresden. Hier fand er unvermuthet, wie ich glaube, die Frau \*)  
 die er liebte, wieder. Sie kam von einer Reise aus Italien  
 zurück — er sah sie, um sie nie wieder zu sehen — ihm ward  
 sein Unglück gewiß, uns sein Tod wahrscheinlich. Wie gern  
 vertraut' ich dem theilnehmenden Leser alle Briefe, die er mir

\*) Ohne Zweifel Sophie Mereau. (Vergleiche Frühlingskranz I. Seite 449.) Um  
 diese Zeit wurde von Christian Friedrich Tieck die wohlgelungene Büste  
 von Clemens Brentano gemacht, welche Sophie Mereau mit folgendem  
 Sonett begrüßte.

„Welch süßes Bild erschuf der Künstler hier?  
 Von welchem milden Himmelsstrich erzeugt?  
 Nennt keine Inschrift seinen Namen mir,  
 Da diese holde Lippe ewig schweiget?

Nach Hohem lebt im Auge die Begier,  
 Begeist'ung auf die Stirne niedersteiget,  
 Um die, nur von der schönen Locken Zier  
 Geschmücket, noch kein Lorbeerkranz sich beuget.

Ein Dichter ist es. Seine Lippen prangen  
 Von Lieb' umweht, mit wundersel'gem Leben,  
 Die Augen gab ihm sinnend die Romanze,

Und schalkhaft wohnt der Scherz auf seinen Wangen,  
 Den Namen wird der Ruhm ihm einstens geben,  
 Das Haupt ihm schmückend mit dem Lorbeerkranze.

in dieser merkwürdigen Zeit geschrieben — was ich geben darf sind nur einige Stellen: \*)

„„Mir ist wohl, recht wohl. Es wird Dich freuen, daß ich das sage, aber es freut mich noch mehr, daß ich es sagen kann. Ich hatte den Frühling nie gesehen, darum hat er mich so überrascht auf dem Wege hieher. Von meinen Beschäftigungen kann Dir Klingemann erzählen. Auch an Godwi habe ich viel geschrieben.““

„„Hier ist mir Alles lieb, nur nicht einige junge Philosophen, die die Kunst üben, ohne alle Kunst von der Kunst zu reden. Ach, ich wollte gern die Philosophie achten, aber so lange solche Leute ihre Nichtswürdigkeit in den philosophischen Mantel verhüllen können —““

„„Von meinem Studium der Antiken und der anderen Kunstwerke habe ich auch an Klingemann geschrieben. Ich trete nie ungerührt, immer mit der gespanntesten Aufmerksamkeit in diese Gesellschaft der Götter, aber nicht lange, so widerstehe ich mir vergeblich; der Ernst meiner Betrachtungen wird tiefe Behmuth. Und wenn ich hinaufsehe zu der schönen Griechin in der rührenden Trauer in ihren stillen Mienen, dann ergreift mich das Gefühl von Vernichtung, mit dem mich die Musik zu erfüllen pflegt, und ich muß hinaus und habe Alles vergessen, nur meinen ewigen Schmerz nicht.““ —

„„Großer Gott, wie mich das gefaßt, zerstört hat! Sie ist wieder in Deutschland, sie ist hier. Ich werde sie vielleicht heute noch sehen. Denke Dir: ruhig sitz' ich zu Tische, da erzählt ein Fremder, wie unterhaltend es heut' in der Gallerie war; eine große, schöne Frau ging, die Gemälde zu betrachten, und wie sie ging, sahen alle Maler von ihrer Arbeit und ihr nach. Alle,

\*) Die folgenden Briefauszüge sollen nach dem Urtheil eines sehr vertrauten Freundes von Clemens Brentano, ganz ächt sein.

so schien es, vergaßen ihre Ideale über dem Anblick. — „Und wer war die Zauberin?“ — Ach, da nennt er sie, und von dem Augenblicke weiß ich nicht, wo ich bin und wie mir geschieht. Diese Menschen vergessen über Ihrer Erscheinung ihre Ideale, und ich, der die ganze Gottheit dieses Weibes kennt und fühlt — ich soll sie vergessen, über dem, was ihr Ideal der Kunst nennt!“ —

„„Ich habe Dir lange nicht geschrieben, ich werde Dir auch wohl nicht viel mehr schreiben. Ich fühle mich sehr schwach. In dieser romantischen Gegend bin ich sehr gern, diese Vermir- rung zerbrochener Felsstücke, einsame Wasserfälle, überall Trümmer und Zerstörung, thut mir sehr wohl. Doch werde ich diese Thäler bald verlassen und wieder nach Dresden gehen. Ich muß in die Welt; in diesen Einöden bin ich nicht einsam genug, und einsam muß ich doch sein, wenn ich ihr mein Wort halten und leben und dichten will — darum will ich zurück zu den Menschen.““ —

„Gegen Herbst verließ er Dresden und ging an den Rhein. Von hier schrieb er selten, aber seine ganze Stimmung drückt sich in folgenden Worten eines Briefes aus, die ich nie vergessen werde: „„Vorige Nacht saß ich oben bei dem Schlosse der Gisella und sah unter mir den Rhein und in den dunkeln Fluthen den Mond und die Gestirne abespiegelt und von den schäumenden Wellen gegen die Felsen geworfen, als würden sie zertrümmert. Sieh', so steht die Tugend und die Schönheit ewig unverrückt und nur ihr Abglanz wird von unserem dunkeln, tosenden Leben bewegt.““ —

„Dann lebte er auf dem Landhause \*) von Savigny. Die romantische Gegend und die einsamen Verhältnisse dieses Aufent-

\*) Das Landhaus, richtiger Landgut Savigny's, welches auch in Bettina's Schriften öfter genannt wird, heißt Trages und liegt östlich von Hanau.

halts hat mein Freund im zweiten Theile des Godwi selbst beschrieben. Den guten Geist dieser Wohnungen, der auch Maria tröstete, in dessen Armen er gern starb, an dessen Brust er wieder zu erwachen wünscht, dich, mein Savigny, hat er nicht beschrieben. Und wer könnte die ruhige Würde deiner Erscheinung, die stille Güte deiner Mienen und die liebende Consequenz deines Lebens mit Worten andeuten? Ich mag dich nicht erinnern, was du für Maria gewesen bist, aber ich bitte dich, wenn die gestorben sind, für die ich lebe, laß mich auch in deinen Armen einschlafen.

„Von seiner Krankheit hab' ich nichts zu sagen. Seine Liebe war sein Leben, seine Krankheit und sein Tod. Bis in dem letzten Augenblicke war er thätig — wir mußten seiner Begierde zu lesen und zu schreiben auf den Befehl des Arztes nachgeben. Er würde nicht sterben, behauptete dieser, wenn er immer fortschriebe.

„Die letzten hellen Tage und Stunden verdankt er dir, Arnim! Deine Ironie, dein reines Gefühl und dein jugendliches, poetisches Dasein heiterten den Kranken, ach, wie sehr! auf. Nun sterbe ich ruhig, sagte Maria einst lächelnd, ich habe den Humor gesehen. Die Freude, die dir in Tieck's Dichtungen geworden, mag dir belohnen, was du an ihm gethan. Bleibe um Gotteswillen so lustig, wenn du ein großer Physiker \*) wirst.

„Von den Anlagen, die mit ihm verloren gegangen sind, hat der Freund nicht zu reden. Nur das darf ich bemerken, daß die schönsten, lebendigsten Stellen dieses zweiten Theils wenige Tage vor seinem Ende geschrieben wurden. Der Sinn seiner Dichtungen spricht sich deutlich genug aus; — daß in unserem Zeitalter die Liebe gefangen ist, die Bedingungen des Lebens höher geachtet sind, wie das Leben selbst, und die Nichtswürdigkeit über

\*) Arnim beschäftigte sich damals mit Physik; hat auch 1799 über Electricität etwas herausgegeben.

die Begeisterung siegen kann, hatte er mit seiner Jugend und seinem Leben bezahlt. Er wandte seine letzten Kräfte auf, Anderen dies Opfer zu ersparen. Streit mit der Liebe war sein Schicksal, Streit für die Liebe sein Beruf.

„Nahe an Savigny's Gut lagen hoch und mit einer reizenden Aussicht die Trümmer einer Burg — zwischen den Ruinen wohnte in einem kleinen Häuschen ein Castellan, bei dem wir in früheren Zeiten oft sehr vergnügt lebten. Es war ein eigener Aufenthalt zwischen den alten Thürmen und Mauern; aus einem Theile der alten Burgkapelle war die Kirche des Dorfes geworden. Maria, der immer mehr seinen Tod sah und wünschte, bat uns, ihn zu dem alten Castellan zu bringen. Hier lebte er einige Wochen oben, fleißig, heiter und freier, je näher sein Tod kam. Savigny und Arnim waren beständig um ihn; die kleine Sophie, des Castellans Tochter, war seine Wärterin.

„Von seinem Tode laßt mich schweigen. Ich habe ihn nicht sterben gesehen. Savigny las ihm Tied's Herkules am Scheidewege vor:

„„Und da kommt noch die Ewigkeit,  
Da hat man erst recht viele Zeit.““

„Maria lachte noch einmal, er drückte Savigny's Hand stärker, und Savigny hat ihm nicht weiter vorgelesen.

„Man hatte mich auf das Schloß gerufen. Als ich hinaufkam, saß Savigny an dem alten Thurm und sah still in den Abend. Seine Hand wies mich in die kleine Kirche. Lächelnd lag der bleiche Freund in dem besten Ruhebetto. Die kleine Sophie legte ihm Rosen in die Hände. Als ich heftig an ihm niedersank, um ihn zu umarmen, bat mich das Kind leise: „„Wecken sie ihn nicht! Er hat lange nicht so gut geschlafen, und wie wird er sich freuen, wenn er aufwacht und die Rosen sieht!““

„Wir theilen dem Leser noch die bei dieser traurigen Gelegenheit erschienenen traurigen Gedichte traurig mit.“

Die hier von Winkelmann erwähnten Gedichte, Nachahmungen anderer Dichter von Clemens Brentano, siehe in den gesammelten Schriften II. Seite 338 — 345. Seite 338. I. S . . . . . g sollte S . . . . . y heißen, Savigny ist gemeint, Seite 339. II. fehlen die Buchstaben N. M., welche Nicolaus Meyer \*) bedeuten. Seite 340. III. ist eine spottende Nachahmung Klingemann's, dem in seiner Dedication des Romans Romano (Leipzig, 1800. 8. 1 — 2) der hier wiederholte sinnlose Vers: „Und daß er ihr nur deswegen“ entschlüpft war. Das Gedicht Seite 391. IV. ahmt Mathisson, Nr. V. Schiller, Nr. VI. Vermehren, \*\*) Nr. VII. den Paulmann, \*\*\*) Nr. IX. den A. W. v. Schlegel nach. Soweit nach Clemens Brentano's eigenen Angaben. Im Godwi findet sich (Seite 453) noch als Schluß folgendes Gedicht, welches wohl eine Nachahmung Goethe's sein soll.

An Clemens Brentano.

Dir so theuer wie mir, war diese freundliche Jugend,  
Die sich, in heiliger Gluth sterbend, in Liebe gelbßt!  
Weinend wendest du dich — wir scheiden mit ewigen Thränen,  
Daß diese Liebe verstummt, welche so zart uns vermählt!  
Sieh' noch einmal zurück auf die schöne heilige Ahnung,  
Über der Schlämmernden gib mir zu dem Bunde die Hand.  
Ist es uns nicht geworden, zu rächen die Wünsche der Jugend?  
Blieb ein Vermächtniß nicht dir, was sie so glühend erstrebt,  
Dir, dem die Götter die reiche Fülle der freundlichen Dichtung,

\*) Meyer, Nicolaus, gab 1804 Gedichte heraus.

\*\*\*) Vermehren, Johann Bernhard (gestorben den 29. November 1803). Über Schiller's Maria Stuart, ein Gedicht. (Jena 1800. 4<sup>to</sup>). Gab noch anderes Poetische und Romane heraus.

\*\*\*) Paulmann, F. G. L., lebte in Braunschweig, hat 1798 — 1803 poetische Schriften herausgegeben, welche, wie es scheint, Gegenstand des Spottes waren.

Dem sie die Sprache verlieh'n und ihre bildende Kraft?  
 Schon ergreiffst du die Peier, zu rächen, zu retten die Liebe,  
 Und ein neues Geschlecht dankt dir den freien Genuß.  
 Wie du hinunter jetzt steigst in das Dunkel des irrenden Lebens,  
 In die Tiefe der Brust lehrst du begeistert zurück,  
 Dort die verlorene Jugend umringt von Schatten zu finden,  
 Kühn bezwingend den Tod führst du die Dichtung zurück.  
 Also zum Orkus hinab stieg einst der thrasische Orpheus,  
 Suchte, die er geliebt, fand sie dem Tode vertraut;  
 Aber die göttliche Peier bezwang des Tartarus Mächte,  
 Seinem Gesange vermählt kehrt die Geliebte zurück.  
 Ja, schon lächelt das Licht, doch an der Schwelle des Lebens  
 Faßt ihn des Zweifels Gewalt, raubt ihm den schönen Besitz.  
 Unglückseliger Mann! sie war dem Vertrauen gegeben,  
 Was dir der Glaube gewährt, kann es der Zweifelnde seh'n?  
 Doch was fürchtetest du, dir nahe tödtend der Zweifel  
 Und dir mißlänge dein Werk, kühn zu gestalten den Schmerz?  
 Dir bewahret die Liebe der Guten das schöne Vertrauen  
 Und der kindliche Sinn schützt dir das kindliche Glück.  
 Heilige Jugend erscheint in deinen fröhlichen Werken  
 Uns dann auf ewig erneut, dir dann auf ewig vermählt!

Gewiß sind diese glücklich ironisirenden Nachahmungen für die damalige, noch minder kritische Zeit recht merkwürdig.

Auch von dem großen Talente, welches sich später im höchsten Grade ausbildete, Persönlichkeiten, die ihm im Leben begegneten, mit einigen wenigen scharfen, oft komisch witzigen Zügen zu charakterisiren, legt Clemens Brentano schon im *Godwi* verschiedene Proben ab. So hat er im *Bureau d'esprit der Mademoiselle Buttler* seinen eignen Familienkreis im Vorübergehen gezeichnet.

Zwei Sonette im *Godwi*, wobei ihm das Bild zweier seiner Schwestern vorschwebte, sind von großer poetischer Schönheit. (Gesammelte Schriften II. Seite 481 und 482.) Das letzte wurde einer Perlschnur verglichen, die er seiner

dichtenden Schwester Bettina ins dunkle Haar geflochten. Ihr ist auch der zweite Band des Godwi gewidmet.

Audere Zeugnisse von der innigen Verbindung, welche in früher Jugend zwischen diesem seltenen Geschwisterpaare bestand, hat uns Bettina in ihrem Frühlingskranze gegeben.

Das Bedürfnis eine befreundete Seele zu haben, mit der er sich vorzugsweise beschäftigte, deren innerem Leben er lauschte, deren Entwicklung er beobachtete, zu fördern und zu schützen suchte, in welche er den Reichthum der eignen Gedanken niederlegte und der gegenüber er ohne Rückhalt dem Drange der Empfindungen Luft machen konnte, die sein unruhiges Herz bewegten, lag tief in unseres Dichters Natur. Die reichbegabte Schwester, die, unerachtet großer Verschiedenheit, ihm doch auch so ähnlich war, besonders in früher Jugend, wo ihre Bahnen, die später nach so verschiedenen Richtungen führten, noch enge nebeneinander liefen, war der erste Gegenstand, der beinahe ausschließlich sein Dichten und Trachten in Anspruch nahm. In späteren Epochen seines Lebens begegneten ihm noch verschiedene Seelen, die er mit gleichem Eifer, mit der ganzen Kraft seines reichen Geistes, mit der treuesten, unermüdblichsten Beharrlichkeit, ja zuweilen selbst mit reizbarem Ungestüm zu dem Ziele hinzuführen suchte, welches ihm als das Höchste erschien.

Das Beginnen des innigeren Verhältnisses zwischen Clemens und Bettina, welche in der Kindheit meist getrennt gewesen und sich nach Jahren in Offenbach im Hause der Großmutter La Roche wiedersehen, erzählt uns diese im Frühlingskranz I. Seite 47:

„Meine alte Puppe von zwei Jahren! Heut' hat's mich geplagt, ich mußte sie wieder einmal betrachten, mit der ich mich zum letzten Mal unterhalten hatte, als du zum ersten Mal hieher kamst, Elemente! Du weißt noch, wie ich sie geschwind unter den Tisch warf, als du hereintratst, und ich sah dich an und

kannte dich nicht, und hielt dich für einen fremden Mann, der mir aber so wohlgefiel mit seiner blendenden Stirne, und dein schwarz Haar so dicht und so weich, und du setztest dich auf den Stuhl und nahmst mich auf einmal in deine zwei Arme und sagtest: Weißt du, wer ich bin? Ich bin der Clemens! Und da kammerte ich mich an dich, aber gleich darauf hattest du die Puppe unter dem Tisch hervorgeholt und mir in den Arm gelegt, ich wollte aber die nicht mehr, ich wollte nur dich. Ach, das war eine große Wendung in meinem Schicksale, gleich denselben Augenblick, wie ich statt der Puppe dich umhalsste.“

Wie er von diesem Zeitpunkt an seine jüngere Schwester als liebender Mentor nicht nur zu leuchtender Geisteshöhe hinaanzuführen strebte, sondern wie er auch sorgfältig bemüht war, ihr Liebe zu Fleiß, Ordnung und sitzlicher Achtung der Formen einzuslößen, könnten wir mit gar vielen schönen rührenden Stellen jenes Briefwechsels darthun; doch würde dies zu weit abführen, wir ziehen daher nur noch die Äußerung der geistreichen, unglücklichen Freundin der Geschwister an, die Bettina in dem Werke, das ihren Namen trägt, „Der Gänderode,“ verewigt hat.

„Es ist mir ordentlich rührend, daß, während Clemens selber sorglos leichtsinnig, ja vernichtend über sich und alles hinausgeht, was ihm in den Weg kommt, er mit solcher Andacht vor dir verweilt; es ist, als ob du die einzige Seele wärest, die ihm unantastbar ist, du bist ihm ein Heiligthum“ u. s. w.

Über seine, wie Godwi, unter dem Namen Maria erschienene und noch vor jenem Roman veröffentlichte Schrift: „Satyren,“ halten wir es am geeignetesten, die Worte des Verfassers der Erinnerungen an Clemens Brentano anzuführen. „Satyren und poetische Spiele von Maria.“ Erstes Bändchen. Gustav Wasa. Leipzig 1800. Bei Wilhelm Neim. kl. 8. VIII und 186 Seiten. „Wir finden ihn (Clemens Bren-

tano) hier auf seinem leichten Turnierroß, wie er unter dem Banner der muthwilligen, übermüthigen Romantik sich kampflustig herumtummelt. Diese Satyren Maria's fallen gerade in jene Zeit, da der Streit der Romantiker mit Kozebue und seines Gleichen durch das Erscheinen des hyperboreischen Esels in seiner vollsten GröÙe stand; gegen Kozebue waren daher auch die ersten Turnierlanzen des jungen, ruhmbegierigen Dichters gerichtet. Die Schrift war der launige Erguß einiger muthwilligen Studentenstunden in Jena. Clemens zählte damals kaum zwei und zwanzig Jahre, und vor ihm hatten Goethe und Schiller in reiferen Jahren die Kenien des Musenalmanachs von 1797, gleich Füchsen mit brennenden Schwänzen, in die rappeldürren Saatsfelder der Philister gesendet; sie hatten damit der schonungslosesten Ironie und göttlichen Grobheit Thor und Thür geöffnet. Clemens suchte es ihnen, so jung er war, mit besten Kräften nachzuthun; insbesondere aber haben ihm dabei der gestiefelte Kater und Prinz Zerbino von Tiedt, die eben in der Literatur zu spuken begannen und das Mordio der Philister auf's Neue geweckt hatten, als Muster und Vorbilder vorgeschwebt. In allen Tonarten der satyrischen Scala verhöhnt er schonungslos seinen Gegner auf dem hyperboreischen Esel.

„Doch ist die Schrift nicht bloß gegen Kozebue, sondern gegen die ganze Theatermisere der Zeit: gegen Dichter, Schauspieler, Componisten, Kritiker und Publikum gleichmäÙig gerichtet; jeder erhält von dem jungen Satyriker seinen Theil Spott und Hohn. Auch die übrige Literatur wird bei manchem Zipfel mit hineingezogen; wenige nur läßt sein jugendlicher Übermuth ungerupft. Fast auf jeder Seite sind da der satyrischen Anzüglichkeiten mancherlei: Herder's Humanität; das englische Humorbier von Jean Paul Friedrich Richter; Schiller's Glocke; der Musenalmanach von 1800; Knigge's Umgang mit Menschen, insbesondere mit Erhenkten; der Janus; die Erlanger Literatur-

zeitung, von wo nichts zu erlangen ist; Jacobi's Woldemar; die Jenaer Literaturzeitung von Schütz, der so wenig sein Ziel trifft, wie der Schütze am Himmel die Zwillinge des Thierkreises; das Archiv für moralische und religiöse Bildung des weiblichen Geschlechts; zwei Jünger der Transcendentalität, die noch nicht hinübergekommen sind; Adlung murrend über den romantischen Spuk; das Noth- und Hilfsbüchlein, besser für die Noth als die Hilfe; die deutsche Nationalzeitung und viele andere werden der Reihe nach vorgeführt. Hineingewoben sind: Schelling, Fichte, der Physiker Ritter, Paulus, Niethammer, Becker, Schmidt, Einsiedl, Falk und manche Andere. Auch zweier dachtenden Damen, der Frau von Wolzogen und Imhof, der Verfasserinnen der Agnes von Lilien und der Schwestern auf Lesbos, gedenkt der Satyriker; aber eben nicht in der galantesten Weise.

„Durch diese überall wiederkehrenden Anspielungen auf damalige literarische Zustände und Persönlichkeiten, die nun größtentheils vergessen sind, gleicht die Schrift einer aufschäumenden Woge des Augenblicks, sie ist gegenwärtig dunkel und wenig genießbar.“ —

Dies war auch das Urtheil des Herausgebers der gesammelten Schriften, weshalb sie zu denselben nicht aufgenommen worden. Noch glauben wir hier aufmerksam machen zu müssen, daß es charakteristisch für unseren Dichter, daß gleich diese zuerst gedruckte Schrift nur fragmentarisch, der erste Theil, erschien, wie später manche seiner schönsten Werke; so ist namentlich die Nichtvollendung der Chronica des fahrenden Schülers oft beklagt worden. Glücklicher Weise hat sich aber in der letzten Zeit die nur noch in einer einzigen Handschrift existirende Urschrift derselben gefunden, von der die bekannte Umarbeitung nur ein kleiner Theil ist, und welches Manuscript von dem bereits Gedruckten so verschieden ist, daß es als ein ganz neues Werk angesehen werden kann, und zwar als eines, welches der besten

Zeit des Dichters angehört. Wir hoffen recht bald die Lesewelt damit erfreuen zu können und beabsichtigen den Goldfaden, ein altes Volksbuch, durch dessen Wiederherausgabe er ein Beispiel gegeben, welches erst die jüngsten Jahre in weitem Umfange nachgeahmt haben, und dessen Nichtwiedererscheinen getadelt worden, dann beizugeben.

Daß auch die Romanzen vom Rosenkranze das Schicksal, unvollendet geblieben zu sein, getroffen, ist wohl der größte Verlust. Da Clemens Brentano die Schriftstellerei zu keiner Zeit als seinen Lebenszweck angesehen und viel weniger noch als Erwerbszweig, dessen er nicht bedurfte, strömten ihm aus der übersprudelnden Quelle seiner Gedanken und Phantasie immer neue Erfindungen zu, die ihn oft an der Vollendung der früheren hinderten, und so ist der übergroße Reichthum seiner Ideenwelt hier wohl der Grund, warum wir öfter darben müssen und traurig und getäuscht das uns lieb gewordene Bild vor uns zerrinnen sehen. Hier, wie überall, ist daher der Mangel einer geregelten Schule und Zucht, welche ihn gewiß vor diesem Fehler des Sichgehenlassens und der Unbeständigkeit in der Durchführung zum vorgesteckten Ziele hätten bewahren können, von großem Nachtheile gewesen; wie viel größer hätte er durch sie werden können, und wie vieles Schöne würde in seiner Vollendung uns ungleich mehr erfreuen, wenn sie ihm zu Theil geworden wäre!

Die schriftstellerischen Denkmäler, die uns Clemens Brentano hinterlassen, sind daher nur zufällige Produkte eines im Allgemeinen ziellosen, aber von poetischen und religiösen Motiven bestimmten Lebens. Seine Persönlichkeit ist also überall der Mittelpunkt, aus welchem heraus seine einzelnen Werke verstanden werden müssen. Wir werden daher, nachdem wir nur die Werke, die in die gesammelten Schriften nicht wieder aufgenommen wurden, etwas ausführlicher behandelt, die Würdigung der in denselben

erschienenen der Literaturgeschichte überlassen, und uns fürder nur bestreben, die äußeren Haltpunkte für sein Leben und die geschichtliche Veranlassung und chronologische Reihenfolge seiner Werke zu berücksichtigen.

Unter den uns bekannten Recensionen ist die im Literaturblatte von Wolfgang Menzel vom 22. und 25. September 1852 eine der verstehendsten. Was dort über die Persönlichkeit des Dichters selbst gesagt worden, glauben wir hier aufnehmen zu müssen.

„Der selige Clemens Brentano war eine der reichbegabtesten und liebenswürdigsten, wie liebreichsten Seelen in Deutschland; aber sein Leben fiel in eine Zeit, in welcher nichts so wenig anerkannt und überhaupt begriffen worden ist, als eine innige, kindliche, naive und überall sich in ihrer unbewußten Schönheit gehen lassende Natur, in welcher endlich auch die Frömmigkeit nur für Heuchelei, oder poetische Caprice und Phantasterei gilt. Ihm fehlte durchaus jene Berechnung und jener nur sich selbst vergötternde Egoismus, von denen sich auch unsere besseren Dichter eine kleine Portion zulegen mußten, um sich beim Publikum zu insinuiren; denn das Publikum will entweder von einer bis unter das Kinn zugeknöpften, hochtorymäßigen Vornehmigkeit Respekt haben, oder im Lieblingsdichter den schönsten Ausdruck seiner eigenen platten Gedanken und Tagesmeinungen finden. So konnte nun Clemens Brentano freilich wie Goethe, oder nur wie Kotzebue oder Zschokke nicht auf den Händen getragen werden.

„Wenige, die das Reich der neuen deutschen Poesie durchwanderten, geriethen in die Einsamkeit jener abgelegenen Gebirgsregion, in welche zartere Geister sich vom Marktlärmen unten zurückziehen, und verweilten beim Anblicke der seltenen Blumen, die hier aufgegangen waren. Als nun vollends über jenem wunderbaren Waldgärtlein das Kreuz sich erhob, da liefen die

Wanderer lieber gleich naserümpfend weiter und gaben die arme Seele verloren, die so weit abgeirrt von den gemeinen und sichereren Pfaden des Welt- und Poesieverkehrs.“

Aus dem oben angeführten Berichte von Winkelmann geht hervor, daß Clemens Brentano im Sommer 1800 Jena verlassen, nach Dresden gegangen, dort mit der von ihm innigst geliebten Sophie Mereau, die als liebliches Weib und begabte, gefeierte Dichterin für sein jugendliches Gemüth doppelte Reize haben mußte, und mit der sich schon ein zärtlicher Verkehr entsponnen hatte, zusammentraf, doch damals ohne Hoffnung, sie zu besitzen; auch daß seine Freundschaft mit Savigny und Arnim schon begonnen, erhellt daraus; sie wurde für Brentano von hoher Bedeutung.

„Der \*) wissenschaftliche Ernst Savigny's, der in jugendlichem Alter das Ziel strenger, wissenschaftlicher Forschung auf dem festen Boden des positiven Rechts unverrückt im Auge behielt, und alle Kräfte eines durchdringenden, ruhigen Geistes darauf concentrirte, mußte dem flatterhaften, jungen, poetischen Wildfang um so mehr imponiren, da auch im Grunde seiner Seele ein tiefer Ernst lag und dem Adel seiner Natur die zuchtlose Frivolität des Lebens in Jena und Weimar doch innerlich zuwider sein mußte. Auch sein Geist rang in angeborenem Triebe darnach, der Form gleichfalls Herr zu werden, und ein harmonisch in sich geeinigtes und abgeschlossenes Kunstwerk hervorzubringen. Wollte er, seinen flatterhaften Launen folgend, nun nach allen Seiten hin, bald dahin, bald dorthin ab- und ausschweifen, so stand Savigny, der Erforscher der strengen Systematik des römischen Rechts und seiner historischen Entwicklung — wie verschieden ihre Bahnen sonst liefen — doch immer als

\*) Erinnerungen an Clemens Brentano. Historisch politische Blätter. Fünfzehnter Band.

ein stummer Vorwurf vor seinen Augen, der ihn zur Zusammenhaltung seiner Kräfte für ein großes Ziel, zur Selbstbeherrschung und Ruhe und zur ganzen Hingabe an sein Ideal mahnte. Wenn ihn daher auch das abgeschlossene, äußerlich kalte, feierlich schweigsame Wesen des ganz seinen bestäubten Folianten lebenden, jungen römischen Rechtsgelehrten gar oft abstieß, wenn er sich in der Glut seiner sprudelnden Phantasie, die gegenseitige Mittheilung und entzündbare Herzen suchte, von dem stummen Freunde, wie von einer gefühllosen Studirmaschine, abwandte; so fühlte er sich doch auch wieder von einer unwillkürlichen Ehrfurcht zu ihm hingezogen. Ein Gefühl, welches ihn bis in die späteren Jahre seines Lebens begleitete, und selbst im Augenblicke der Klage über den Freund sagen ließ: „aber dies hebt die Empfindung doch nicht auf, die er mir ewig geben wird, die er allein geben kann.“ (Marburg, den 22. Februar 1804.) Innigst auch freute er sich, daß er zu der Verbindung Savigny's mit seiner Schwester Kunigunde und zu der von Arnim mit Bettina Veranlassung gewesen.

„Anders war sein Verhältniß zu Arnim. Hier stand der innigsten Hingabe nichts im Wege. Arnim war, gleich ihm, eine poetische, eben aufblühende Natur. Ein junger Freiherr von feinen Sitten; rein und durch und durch edel und für alles Edle und Schöne empfänglich und begeistert, und es in Züchten und Ehren hegend und pflegend, so brachte er dem Freund ein offenes, liebe- und hoffnungsvolles Bruderherz entgegen. Seine ächt deutsche Gesinnung, sein heiterer, ritterlicher Muth, der alles Gemeine, Unzüchtige, Niedere, in welcher Gestalt es sich ihm bieten mochte, als seines angeborenen Adels unwürdig, verachtete; seine Begeisterung, die nach einem fleckenlosen Kranze rang, waren wohl wirksamer, die Muse Brentano's zu höherm Schwung zu beflügeln, als die besten Collegien. Arnim wurde ihm, was nicht leicht ein Anderer ihm sein konnte; denn Arnim's

brüderliche Hand war es vorzüglich, und das Bild dieser seiner sittlichen Reinheit, die dem aufstrebenden, jungen Adler seiner Poesie heißere Sehnsucht und höheren Muth ließ, sich über die qualmenden Nebeldünste des Godwi zu den Regionen einer reinern Romantik zu erheben. Diese aufwärts strebende Richtung seiner Poesie ward ihm dann später wieder eine Stufe zur religiösen Erhebung und zur Rückkehr in die Kirche seiner frühesten, gläubigen Kindheit.“

Im Sommer 1801 schrieb Brentano seinen *Ponce de Leon*, welches Lustspiel aber, wie er in der Vorrede erzählt, durch einen Zufall während vierzehn Monaten außer seinen Händen war und daher erst 1804 erschien. (Göttingen bei Dieterich in kl. 8. XVI und 280 Seiten.) Es scheint in Folge einer scherzhaften Unterhaltung mit dem Herzog von Aremberg, dem es gewidmet, entstanden (wo dieser dem Dichter erlaubte, daß er es ihm in deutscher Sprache ausdrücken dürfe, wenn er ihm etwas zu sagen hätte, was er in französischer Sprache nicht gut denken könne), und gibt hierdurch Zeugniß für die Gesellschaft, in welcher Brentano sich damals bewegte; mit Freuden gewahren wir überhaupt, daß er stets nur den Umgang ausgezeichnete oder doch vortrefflicher Menschen pflegte, Gemeines stieß ihn ab und er das Gemeine.

„Ich strebte damals,“ sagt er in seiner Vorrede (Marburg, Januar 1803), „das Komische und Edlere hauptsächlich in dem Muthwillen unabhängiger und fröhlicher Menschen zu vereinigen und habe ihre Sprache durchaus frei und mit sich selbst in jeder Hinsicht spielend gehalten.“

Obgleich von diesem Lustspiel gewiß richtig bemerkt wurde, daß ein wahrhaft dämonischer Witz darin mit der Wirklichkeit wie eine Fontaine mit goldenen Kugeln spiele und es zu dem Geistreichsten gehört, was das deutsche Lustspiel aufzuweisen hat, obgleich die schönsten Lieder hineingeflochten und es der Bühne

nicht un schwer anzupassen wäre, wurde der Dichter doch, nachdem er die Niesenarbeit überstanden, das Schauspielpersonal dafür zu stimmen und es mit demselben einzustudiren, bei der ersten Aufführung in Wien von einem an die geist- und poesielosesten Fadaisen gewöhnten Publikum ausgepiffen, was für den Dichter selbst und die Fruchtbarkeit seiner dramatischen Poesie nur von nachtheiligen Folgen sein konnte.

Während Brentano von 1800 — 1804 viel reiste, bald in Jena, \*) bald in Marburg bei Savigny oder auf dessen Gut

\*) Hofrath Kohler über Clemens Brentano:

„Es war im Januar 1802, als ein junger Mann in mein Studentenzimmer in Jena trat, seinen Schanzlupen abwarf und ohne Weiteres sagte: „Ich bin Brentano.“ Da ich fragte, von wo er herkomme, erwiderte er: er komme von Marburg von Savigny und sei über Göttingen gereist, wo er N. Winkelmann gesprochen. Er setzte bei: er wolle mich plündern, denn Winkelmann habe ihm gesagt, daß ich eine Masse österreichischer und schwäbischer Volkslieder wisse; was auch wahr war. Brentano säumte nicht, nach und nach alle diese Lieder sich anzueignen. Darunter waren einige, die dortmal sehr viel Aufsehen machten, z. B.:

„N' Schüsserl und n' Reinerl  
Is all mei Kuchegschirr.“

Dann:

„Da droben auf jenem Berge  
Da steht ein gulbenes Haus.“

Nach diesem letzteren fertigte Goethe Schäfers Abendlied, welches in seinen Gedichten abgedruckt ist.

Die Gesellschaft zur Rose war diejenige, an die ich mich dortmal schon angeschlossen hatte. Es war diese Gesellschaft weder Landsmannschaft, noch Bursche, noch Orden. Die Mitglieder derselben, die mir zunächst im Gedächtnisse stehen, waren: die Lief- und Kurländer: Wrangel, Schmidt, Jüngling, Platten und noch Einige, die ich vergessen habe, dann Kraus aus Düren, Willius aus Köln, Boikbieu aus Hanover, Hoyer aus Braunschweig, N. Winkelmann aus Braunschweig, Lichtenstein aus Hamburg, Konrad aus Hamburg, Kastens aus Lübeck, Leißler aus Hanau, Rehbein aus Kassel, Stunz aus Kassel. Gebrüder Nolthenius aus Bremen und viele Andere, deren Namen mir in dem Augenblicke nicht zu Gebote stehen. Auch Fries, der Philosoph. Ritter kam seltener.

Brentano hielt sich zu dieser Gesellschaft, welche keine Statuten und keine Aufnahmegebühren hatte. Von ihr aus gingen die Concerte in der Rose, welche Heinrich, Professor der Geschichte, entreprenirte, und Kapellmeister Stammig, ein alter Violon d'amour-Spieler, dirigirte. Sie waren von der Noblesse in Jena und von den Professoren und Fräuleins stark

Trages, bald in Frankfurt, dann in Wien und auch viel an der Lahn und am Rheine war, wo er in Koblenz meist bei Franz von Lassaulx einkehrte, dem er für die empfangene Gastfreundschaft stets ein dankbares Andenken bewahrte, wurde er dort, zumal der Jugend beiderlei Geschlechts, ein Gegenstand großer Aufmerksamkeit. In Freundeskreisen las er die erst vor Kurzem erschienene, gelungenste Übersetzung Shakespeares vor und fast mehr noch als der brittische Dichter wurde der junge, schöne Vorleser und Ausleger bewundert.

In Düsseldorf schrieb er 1802 für eine dortige Schauspielerdirection seine lustigen Musikanten, welchen das schon erwähnte Lied im Godwi zur Grundlage diente. (Frankfurt am Main bei Bernhard Körner, fl. 8. 78 Seiten.) Die Composition dieses Singspiels von E. L. A. Hoffmann ist leider nur wenig

---

besucht, auch von Orchestermitgliedern aus Weimar; die Landsmannschaften in Jena aber mochten nichts damit zu thun haben.

Das Verhältniß Brentano's zu uns war durchaus imponirend, weil ihm ein Schlagwits zu Gebote stand, dem nicht leicht Einer widerstehen konnte. An Brangel und auch an Kray und Fries wagte er sich weniger.

Ponce de Leon wurde in dieser Zeit von ihm vollendet und uns an einem Abend vorgelesen. Sein Vorlesen erregte Erstaunen und Bewunderung; mit dem Stücke selbst waren nicht Alle zufrieden.

Er sprach dortmal viel davon, nach Spanien zu gehen, um spanische Poesie zu studiren und Canzonen zu sammeln. Er gefiel sich, spanische und italienische Versarten in seinen kleinen Gedichten, die er uns vorlas, zu gebrauchen.

Von strenger Wissenschaft machte er keinen Gebrauch. Wir waren Alle, bis auf Wenige, Anbeter von Schelling, und wenn dann, wie gewöhnlich, Abends über das von Schelling Vorgetragene disputirt wurde, so nahm Brentano keinen Antheil, als höchstens im Spaße. Sonst hörte er seine Collegien regelmäßig.

Es war dortmals eine sonderbare Zeit. Die Poesien Schlegel's, Novalis', Tieck's u. s. w. brachten hervor, daß man auch in einer nordischen, gebildeten Gesellschaft sagen durfte, man sei Katholik. Brentano betrieb seine kleineren Poesien alle auf diesen Standpunkt hin. Ubrigens ging er bei allen großen Notabilitäten jener Zeit in Weimar und in Jena als aufgenommen aus und ein; nur erinnere ich mich nicht, daß er auch zu Schiller kam." — (Kohler war Fürstlich Dettingen-Wallerstein'scher Hofrath.)

bekannt geworden. Mit wundervollem Wohlklang tönen die Strophen:

Fabiola: „Hör' es klagt die Flöte wieder  
Und die kühlen Brunnen rauschen“

Piaſt: „Goldes weh'n die Töne nieder,  
Stille, stille laß' uns lauschen.“

Fabiola: „Goldes Bitten, mild Verlangen,  
Wie es süß zum Herzen spricht!“

Piaſt: „Durch die Nacht, die mich umfängen,  
Blickt zu mir der Töne Licht.“

(Gesammelte Schriften VII. Seite 234.)

In diesem Jahre (1803) schrieb unser Dichter auch, laut der Einleitung, auf Grund seiner Bekanntschaft mit der Limburger Chronik die 1818 zum ersten Mal in der Sängerschaft von Förster abgedruckte Chronica des fahrenden Schülers. In den gesammelten Schriften eröffnet sie den vierten Band. Es scheint, daß die Erinnerung an seine eigne geliebte verstorbene Mutter ihm vorgeschwebt und der Erzählung des Schülers Johannes die tiefe innige Färbung verliehen.

Auch seine Vermählung mit Sophie Mereau, geborenen Schubert, fällt in dieses Jahr (1803). Wie sich diese Verbindung endlich nach unzähligen Zwischenfällen doch noch gestaltet, wissen wir nicht anzugeben. Sophie war Protestantin und eine geschiedene Frau (seit 1802); als Katholik hätte Brentano daher keine Ehe mit ihr eingehen können, allein bei den höchst vagen Religionsbegriffen der romantischen Schule und den lockeren Sitten, die damals in Jena und Weimar herrschten, darf man nicht erstaunen, daß er sich über dergleichen Bedenken wegsetzte.

In den Briefen von Marburg (1804) lernen wir ihn mit Rührung als zärtlichen, sorgsamen Gatten und glücklichen Vater kennen. Im Frühjahr 1804 war ihm sein erstes Kind, ein Söhnchen, das er aber bald wieder verlieren mußte, geboren

und 1806 schon, im October, starb in der Geburt eines anderen Kindes mit demselben sein geliebtes Weib \*) in Heidelberg. So viele andere Eindrücke das leicht erregbare Gemüth Brentano's auch wieder aufnahm, hat er seine erste Gattin doch nie vergessen. Sein unendliches Weh bei ihrem Verluste sprach sich noch nach zehn Jahren, Herbst 1816, in dem schönen Gedichte: „An den Engel in der Wüste“ (gesammelte Schriften I. Seite 384) aus.

Ein Artikel über den Tod seiner Frau und noch früher eine Erwähnung einer Reise der Brentano'schen Eheleute nach Walthürn, in dem Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Bertuch und Kraus, 1806, Juli, Seite 456 und 1807, Januar, Seite 68, welche beide anonym erschienen, aber von dem damals in Heidelberg lebenden Kirchenrathen Horstig hervührten, veranlaßten die Warnung vor literarischen Klatschereien (gesammelte Schriften IV. Seite 421), welche zuerst in der badischen Wochenschrift vom 20. Februar 1807 erschien.

\*) In der badischen Wochenschrift, herausgegeben von A. Schreiber vom 7. November 1806, finden wir folgenden Nekrolog:

„Am 31. October, Morgens gegen zwei Uhr, starb in Heidelberg Sophie Brentano, geborene Schubert, in einem Alter von fünf und dreißig Jahren, in den Wehen einer unglücklichen Entbindung. Deutschland verliert in ihr eine seiner schätzbarsten Schriftstellerinnen. Ein tiefes und zartes Gemüth, das sich der Natur kindlich hingibt und in ihren Liedern die höhere Bedeutung des Lebens ahnt, eine sanfte Schwermuth, die im weiblichen Charakter so gern ins Romantische und Religiöse übergeht, sprechen aus den meisten ihrer Gedichte.

Ihre letzte Arbeit war eine Uebersetzung der Fiametta des Boccac, welche in Berlin gedruckt wird und deren Erscheinen sie leider nicht mehr erlebte. Gesund und heiter war sie noch am Abend ihres Todes und machte im Vorgefühl mütterlicher Freude die Zubereitung für das Kind, welches sie erwartete, ohne zu ahnen, daß ihr Sarg sein Wiegenbett sein würde.

Manche Thräne floß ihrem Tod und dem namenlosen Schmerz ihres Gatten. Auf dem Sanct Annen-Kirchhof ist ihr Grab.“

Ihr erstes Buch erschien 1794. (Vergleiche Jördens Lexicon deutscher Dichter. Seite 586.)

Von ihrem ersten Manne hatte sie eine Tochter, die nach ihrer Scheidung bei der Mutter blieb, von Carolina Rudolphi in Heidelberg erzogen wurde, dort den Professor Ullmann heirathete, aber längst starb.

Die Anwesenheit von Görres und Arnim fesselten ihn auch nach dem Tode seiner theuren Frau an Heidelberg, und „des Knaben Wunderhorn,“ für welches Arnim und Brentano schon Jahre lang gesammelt, gab 1806 durch sein Erscheinen Zeugniß von dem gemeinschaftlichen Interesse, welches die Freunde verband. Vom Juli 1805 ist Arnim's Epilog zum ersten Bande datirt. Eine schon in frühesten Jahren lebendige und thätige Liebhaberei für das Sammeln von Chroniken, alten Gebetbüchern und religiösen Manuscripten war Brentano zu solcher Arbeit eine nützliche Vorbereitung gewesen.

Wie bedeutungsvoll das Erscheinen des Wunderhorns auf die Entwicklung der deutschen Literatur gewesen, ist vielseitig anerkannt worden. Guido Görres sagt darüber: „Als der Knabe auf dem geflügelten Rosse in das Wunderhorn stieß, da waren es seine Zaubertöne, die das lauschende Ohr der Zeitgenossen einer in Vergessenheit gerathenen, unbeachteten Welt wieder zuehrten. „Das Wunderhorn“ hat gewiß nicht wenig zur Weckung des deutschen Bewußtseins beigetragen; es hat den Deutschen den wahren Genius ihres Volkes wieder ins Gedächtniß gerufen. Wie viele Dichter haben nicht aus diesem Brunnen geschöpft; in wie viele Schriften hat sich nicht, was Clemens Brentano und Achim von Arnim gesammelt, wieder als Samenkörner zerstreut; wie viele Componisten haben beim Schalle jenes Wunderhorns nicht zu singen angefangen; Lieder, die seit Jahrhunderten vergessen und verschollen waren, sind auf diese Weise wieder, was sie ursprünglich waren, Volkslieder geworden und im Munde Aller erklingen. An die Richtung deutscher Romantik, der das Wunderhorn angehört und die es ganz vorzüglich förderte, hat sich bis auf den heutigen Tag eine eigne Dichterschule angeschlossen, sowie andererseits das Studium unserer ältern Sprache und Literatur nicht wenig dadurch geweckt und populär gemacht wurde.“

Mit Arnim's Werken ist das Wunderhorn, wenn auch abgeändert, wieder herausgegeben worden (Charlottenburg bei Egbert Bauer) und Bettina wird die auf dasselbe bezügliche Correspondenz zwischen Clemens Brentano und Arnim demnächst veröffentlichen. Wir konnten nur, als hieher gehörig, den einen Brief an Assessor Höpfner, Heidelberg, 20. Mai 1806, erhalten. Auch Brentano's humoristisches Lied von der Ankunft eines Studenten in Heidelberg und seinem Traum auf der Brücke erklang in diesem Jahre, den 26. Juli 1806 (Gesammelte Schriften II. Seite 3), Muth und Selbstvertrauen weckend.

Ohne Druckort erschien im Jahr 1807: „Die wunderbare Geschichte vom Uhrmacher B D G S,“ in dessen Namen die der beiden Verfasser, Brentano und Görres, sich vereinigen.

Im Juli desselben Jahres dedicirte Görres sein Werk über die deutschen Volksbücher, zu welchem ihm, wie er am Schlusse erzählt, die Bibliothek von Clemens das vorzüglichste Material geliefert hatte, unserm Dichter.

Die im Wunderhorn betretene Bahn suchten Görres und Grimm, Arnim und Brentano durch Herausgabe der Zeitung: „Tröst Einsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte,“ zu verfolgen. Doch fand der Ruf der Einsiedler in der damaligen Zeit noch nicht Anklang genug; nach einem halben Jahre schon mußten sie sich wieder in ihre Klause zurückziehen, nur vom Januar bis August 1808 bestand dieses bei Mohr und Zimmermann in Heidelberg erschienene Blatt; die wenigen Exemplare desselben, welche noch bestehen, werden jetzt in großem Werthe gehalten. Die humoristische Geschichte vom Ursprunge des ersten Bärenhäuters (Gesammelte Schriften V. Seite 447); die Übersetzung des Meisterwerks französischer Chronikschreibung, aus Froissart: „die Geschichte vom Leben und Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix“ (gesammelte Schriften IV. Seite 479), und manche

Gedichte von Brentano finden sich darin. Jäger und Hirt. (Gesammelte Schriften II. Seite 385.) Die Einsiedlerin. (II. Seite 138.) Auf einen grünen Zweig. (II. Seite 421.) Die Zigeunerin. (I. Seite 171) u. s. w.

Bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erschien im Jahr 1809 die von uns schon erwähnte schöne alte Geschichte vom Goldfaden, welche Georg Widram von Colmar zuerst erzählt hat. (Straßburg 1557.)

Während Brentano in bezeichneter Weise seine schriftstellerische Bahn verfolgte, schweifte er öfter den Rhein hinunter nach dem ihm befreundeten Koblenz, und häufiger noch kehrte er in Frankfurt bei seinen Geschwistern ein, und überall bezauberte der junge Dichter mit Gesang und Guitarrespiel und noch schönerem Vorlesen besonders die Herzen der Frauen. Bei dem Banquier Bethmanu entzündete er in einer jungen Nichte des Hauses, Auguste Busmann, eine heftige Leidenschaft, welche er theilte, und die mit dem romantischen Abenteuer einer Entführung endete. Nach Cassel in das Haus seiner Schwester Ludovica, welche mit ihrem Gemahl damals dort wohnte, brachte er die Geliebte. Doch noch vor der Trauung fühlte er, daß die ihm geistesfremde Braut ihn nicht beglücken werde, dennoch blieb jetzt nichts übrig, als die Trauung rasch vollziehen zu lassen; auf dem Wege zur Kirche aber sollen Brentano Gedanken der Flucht gekommen sein und er einen leisen Versuch dazu gewagt haben, er kehrte aber doch wieder zu dem Wagen und seiner Erwählten zurück.

Wunderliche Dinge werden uns von dem Leben des jungen Paares erzählt; — so schleuderte wenige Tage nach der Trauung die Neuvermählte den Ehering zum Fenster hinaus, welches Clemens Herz, der bei seiner oft launenhaften Genialität tief empfand, sehr verwundete. Nicht geringen Verdruß erregte es ihm auch, wenn seine Gattin im wunderbarlichsten Aufzug, mit

Schwungfedern auf dem Kopf und rother, weithin fliegender und glänzender Pferdebedeckung, durch die Straßen sprengte.

Nach kurzem Aufenthalt in Cassel zog das Ehepaar nach Landshut, \*) wo damals Savigny und Sailer lehrten, deren Freundschaft und gütige Theilnahme indes nicht hinreichten, das schwere, häusliche Leiden erträglich zu machen. Stramberg erzählt in seinem Antiquarius, daß von allen Quälereien, die er erdulden müssen, ihm die Fertigkeit, mit der seine Frau mit den Füßen an der Bettstatt die Trommel zu schlagen verstanden, welchem Wirbel regelmäßig ein mit den Nägeln der Zehen an den Betttüchern ausgeführtes Pizzikato gefolgt, ihm so unerträglich geworden, daß seine Standhaftigkeit erlegen und er davongelaufen sei, ohne das erste Jahrgebächtniß seiner Vermählung gefeiert zu haben. Er bezieht hierauf die zehnte und elfte Stanze des Prologs zur Gründung Prags, und meint, daß, wenn Brentano in der zwölften erzählt, daß er nach dem Moldauser hingeflohen, dies nicht so genau zu nehmen sei, denn nach Berlin wandte sich

\*) Daß Brentano auch im Zeichnen etwas zu leisten vermocht und besonders, daß, wer ihn gekannt, ihn nie mehr vergaß und sich nach Jahren mit ihm schnell in alter Vertraulichkeit zusammenfand, sehen wir aus folgenden Notizen, welche der Universitäts-Bibliothekar Harter (früher in Landshut, später in München) niedergeschrieben:

„Auch als Zeichner verdient Clemens Brentano gerühmt zu werden. Während seines Aufenthalts in Landshut hatte ich fast täglich das Vergnügen, ihn bei mir auf der Universitätsbibliothek zu sehen, wo er oft Stunden lang verweilte und mit alten Chroniken umlagert, sich während der Ausleihstunden den Spaß machte, einen oder den anderen Kopf der Studenten, der gerade etwas pikantes für ihn hatte, mit wenigen Linien so treffend zu zeichnen, daß ich fast immer seinen Scharfblick bewundern mußte. Nie konnte ich aber eines dieser Bilder von ihm erhalten. Mir gezeigt und wieder zerrissen, war eins.

„Als wir uns in München nach vielen Jahren wieder gesehen, erinnerte ich ihn sogleich an die frohen Stunden, die wir in Landshut verlebte, worauf er mir aber rasch entgegenpölkerte: „Gehen Sie mir mit Ihrem Landshut, da bin ich zum Ungläubigen geworden! Jetzt kann ich mich eher freuen, da ich wieder glaube. Die Kleinen haben mich's gelehrt und nicht die Hochgelehrten.“

jetzt der Flüchtling, wo er mit Jubel begrüßt und bald der Liebling und Abgott seines Kreises wurde, indes die Verlassene den Scheidungsprozeß betrieb, der auch nach einiger Zeit mit Trennung der unglücklichen Ehe endete, welche ihr, der Protestantin, bald gestattete, eine neue Verbindung zu schließen, Brentano, dem Katholiken, aber blieben für immer Fesseln angelegt.

Dem schönen Brief an Kunge, worin er sich über das Verhältniß seines innern Lebens zu seinen Dichtungen ausspricht (Berlin 1810) und diesen Maler zu bestimmen wünschte, Randzeichnungen zu seinen Romanzen vom Rosenkranze zu machen, entnehmen wir, daß, was wir von denselben besitzen (gesammelte Schriften III. Band), wohl damals schon vollendet war: „Die Hälfte ungefähr liegt fertig“ u. s. w. Der Anlage nach bedürfte es gewiß noch ebenso vieler, als der schon vorhandenen, um die Entwicklung herbeizuführen.

Im Hause Savigny's in Marburg soll er die Dichtung begonnen, und derselbe ihm bei dem Bilde des edlen Jacopone vorgeschwebt haben, auch noch andere Personen seiner Bekanntschaft hat er hineingesflochten, wie er gerne that; im Meliore, glaubt man, habe er sich selbst gezeichnet.

Mit Recht war ihm diese Dichtung lieb, von der nur zu beklagen, daß sie Fragment geblieben und in der wir mit Erstaunen sehen, wie er selbst in jener Zeit, wo er mit der Kirche zerfallen war und seine Seele so vielfach zerrissen sein mußte, den ächt kirchlichen Glauben der Schuld und Sühnung so tief erfaßt hatte; wie herrlich er die höchste Reinheit, wie grell die Unglückseligkeit der durch das Böse von Gott getrennten Kreatur und das Machtlose ihres Ringens gegen eine höhere schützende Macht, ganz den Begriffen der Dogmatik entsprechend, zu zeichnen wußte.

Was die Sprache betrifft, so gilt gewiß vorzüglich von den

Romanzen, in welchen hunderte von Strophen in kunstreichen, leichten Doppelassonanzen mit musikalischem Zauber hinfließen, was von Clemens gesagt worden, daß nur sehr wenige Dichter, wie er, sie in ihrer Gewalt gehabt, daß sie ihm zum Balle diente, der nach Gefallen bald zum Himmel, bald zur Erde geworfen, jedesmal wieder, wie von selbst, in die Hand des Werfenden zurückkehrte.

„Wem war es, wie ihm, gegeben,“ fährt der Verfasser der Erinnerungen von Clemens Brentano fort, „einen Gedanken, gleich einem seidenen Faden, auf das Feinste abzuspinnen? Wer hat kunstreichere Reime in endlos wiederkehrendem Echospiel gebildet, als Clemens Brentano? Wer konnte so viele Gedanken in die knappste, beliebigste Form bringen, und wer konnte zugleich mit so wenigen Worten eine ganze Gedankenwelt umschließen, wie er? Fließt der Rhythmus seiner Verse nicht oft in so natürlicher Harmonie dahin, als seien sie von Ewigkeit zu einander geschaffen?“

„Ja diese seine Meisterschaft über den Ausdruck war so groß, daß sie ihn nicht selten zu übermüthigem Mißbrauch verlockte. Er muthete dem Gefäß zu Vieles zu; von einem überströmenden Gedanken- und Bilderreichtume bestürmt, sollte der Vers immer noch einen und noch einen Gedanken aufnehmen; ein Scherz, ein Bild, eine Anspielung, die ihm noch einfiel, sollte auch noch hinein; nie sich selbst genügend, feilte und spitzte, verkürzte und verlängerte er unaufhörlich an seinen Werken, immer darauf loshämmernd, den Gedanken erweiternd und die Form zusammendrängend. Daher kam es, daß er, der die schönsten und fließendsten Verse schreiben konnte, durch tyrannische Gewaltthätigkeit auch harte und gezwungene schrieb, deren Verständniß, abgesehen von der Tiefe oder Dunkelheit des Gedankens, die angestrengteste Aufmerksamkeit fordert. Solcher Mißbrauch aber ist nur dem Meister möglich und auch seine taubsten

Gegner werden ihm den Ruhm nicht streitig machen können, daß ihm die verborgensten Schätze unserer Sprache zu Gebote standen und die Töne wie dienstbare Geister der leisesten Bewegung seines Gedankens folgten, und von ihm beseelt, sogleich ihr wunderbares Glockenspiel begannen.“

Aus Versehen ist die Cantate, in welcher er bei Einweihung der neuen Universität in Berlin, den 15. October 1810, die hohe Bedeutung jenes Tags in ernsten, begeisternden Tönen Allen in die Seele rief, aus den gesammelten Schriften weggeblieben. Wir führen darum hier Einiges daraus an:

„Zu dir, zu dir mein Vaterland!  
 Mein deutsches Land,  
 Wend' ich jetzt Stimme, Gruß und Lieb:  
 So lang die Sprache dich verband,  
 In fester Hand  
 Der ersten Künste Lorber dir erblickt.  
 Mein Deutschland, du stehst ewiglich,  
 Tief innerlich  
 Verbindet dich ein hoher Weisheitstrieb,  
 Und deine Männer ernstiglich  
 Erhalten dich;  
 Denn Wahrheit, Glauben, Hoffnung sind dir lieb!  
 Die Berge haben Eisen dir gegeben,  
 Und deine Schmieden Klingen,  
 Und deine Wälder Söhne, die sie heben,  
 Und sie in gutem Kampfe gut auch schwingen!  
 Und segnet deinen Pflug das Gold der Ähren,  
 Des Webers Schiff die reine Flut des Linnen,  
 Und wissen deine Jungfrau'n klar zu spinnen,  
 Weißt du zu wehren dich und auch zu nähren,  
 So weißt du herrlicher doch noch zu lehren;  
 In deinen Kreisen steh'n verbündet  
 Die hohen Schulen fest gegründet,  
 Und heben ernst ihr Haupt in hohen Ehren.“

## Chor der Bürger.

Hohe Häupter deutscher Lande,  
 Treue Kaiser alten Bundes,  
 Dem ihr gern das Blut geweiht,  
 Anders schlingen sich die Bande  
 Um die Gauen deutschen Grundes,  
 Anderes gebar die Zeit.

Aber eure schönsten Werke  
 Hat die neue Macht geehret,  
 Eurer hohen Schulen Kreis;  
 Also hat euch eure Stärke  
 Selbst der Sieger noch gemehret  
 Und dies sei dein höchster Preis!

## Allgemeiner Chor.

Fleiß ziert Deutschland,  
 Wenn es nähret,  
 Treu ist Deutschland,  
 Wo es wehret,  
 Groß ist Deutschland,  
 Wenn es lehret,  
 Pflug und Schwert und Buch es ehret.

Und dann später:

## Wechselchor der Bürger.

Mächtig wächst mir das Vertrauen,  
 Sieh', es tritt der ernste Chor  
 Der vier weisen hohen Frauen  
 Durch des Palasts offnes Thor.

Eine seh' ich, durch den Schleier  
 Mit dem Haupt empor gewandt,  
 Bricht ein strahlend Augenfeuer;  
 Violett ist ihr Gewand.

In die Bibel, aufgeschlagen,  
 Zeiget sie mit strenger Hand,  
 Und ihr Fuß, vom Geist getragen,  
 Schwebet an der Erde Rand.

Und die Andre, schwarz gekleidet,  
Um die Stirn den Lorberkranz,  
Die so sinnend einsam schreitet  
In des eignen Hauptes Glanz;

Ja ich kenne sie, die Freie,  
Die sich selbst so ganz erkennt,  
Und der in der eignen Weihe,  
Was gedacht, gelebt, entbrennt.

Und im Purpur geht die Dritte  
Mit der Wage, mit dem Schwert,  
Fest und eisern ihre Schritte,  
Wie das Recht, das ewig währt.

Ihre Augen sind verbunden,  
Und sie kennet Keinen nicht;  
Was sie wahr und recht erfunden,  
Ruhig ihre Lippe spricht.

Nun im Scharlachmantel bringet  
Scharfen Blicks die Vierte an,  
Ihrem Stabe, bunt geringet,  
Schlinget sich die Schlange an.

Kräuter tragen ihre Hände,  
Und Gestein und edlen Wein,  
Wo sie hin die Blicke wende,  
Schlummern sanft die Schmerzen ein.

Stimme aus den Bürgern.

Heran, heran! seid uns willkommen,  
In eurer Farben Ehrenzier,  
Daß also ihr zu uns gekommen,  
Das danken wir, das jauchzen wir.

Ihr seid erprobt in alter Treue,  
Ihr seid in alter Kunst gerecht,  
Und ewig grünet ihr auf's Neue,  
Ihr seid ein göttliches Geschlecht, u. s. w.

Bald nach dem Tode des Malers Runge (19. December 1810) widmete Clemens Brentano dem Andenken dieses von ihm so hoch geschätzten Künstlers in den Berliner Abendblättern Worte aner kennender, dankbarer Erinnerung. (Gesammelte Schriften IV. Seite 430.) Mit der mit Runge gestorbenen Hoffnung, sein Gedicht durch dessen Zeichnungen verherrlicht zu sehen, war vielleicht auch eine mächtige Triebfeder zur Vollendung der Romanzen erlahmt.

Nur für einen engern Kreis von Freunden schrieb Brentano im Jahr 1811 zu Berlin, wo er damals mit Arnim zusammen wohnte, den *Philister*, eine scherzhafte Abhandlung, die anfangs gar nicht gedruckt werden, sondern durch Abschriften einem armen Mann einiges Verdienst zuwenden sollte. Später verstand er sich doch zu dem „philistrischen“ Druck dieses Schriftchens, dem gedachten Bedürftigen den Gewinn zuwendend und zum Besten desselben zum Ankauf auffordernd, mit den Worten:

„Ein Thaler Courant!  
Kauf' milde Hand,  
Philister Hohn  
Und Gotteslohn.“

(Gesammelte Schriften V. Seite 370.)

Der Dichter geißelt darin mit geistreichem, unverwüßlichem Humor alle Fädeheit, Platttheit und Gemeinheit in Gesinnung und Handlung. Ob schon es die Färbung der Zeit an sich trägt, in der es entstanden, so finden doch die Hauptzüge der Schilderungen noch heute, und wohl in ferne Zukunft hinaus, ihre Anwendung.

Nach dem Prachiner Kreis in Böhmen, wo die Geschwister Brentano in jener Zeit die bedeutende Herrschaft Bukowan besaßen, welche ein jüngerer Bruder unseres Dichters, Christian, seit 1808 verwaltete, und die Clemens schon einmal im Jahr 1810 besucht hatte, wandte er jetzt seinen Weg und verweilte

dort wohl ein Jahr, mit dem Bruder gemeinschaftliche Entwürfe machend zur Civilisirung und Veredlung des Volks; — die meisten Stunden jedoch widmete er den Vorstudien zu seinem großen romantischen Drama, der „Gründung Prags.“ Der eminente Scharfsinn und die aus Wunderbare grenzende Divinationsgabe, mit welcher Brentano aus vereinzelt Überlieferungen sich ein System des slavischen Heidenthums zusammen zu bilden vermochte, ist so sehr anerkannt worden, daß man sogar angenommen, daß dieses sein Werk nicht ohne Einfluß auf die gleichzeitigen mythologischen Studien der Gebrüder Grimm gewesen.

Zeuge von dem Jubel der Prager bei dem Einzuge der Großfürstin Katharina Paulowna, Herzogin von Oldenburg, und begeistert von der edlen Erscheinung dieser hohen Frau, weihte er ihr im Juli 1813 sein eben vollendetes Werk, welches dem aufmerksam sinnigen Leser einen seltenen Reichthum poetischer Schönheit erschließt, und die prophetischen Worte der Libussa (Gesammelte Schriften VI. Seite 14) dürfen wohl den vollendetsten Gebilden zugezählt werden.

Dies Drama erschien im Jahr 1815 in Wien bei Strauß, in Pesth bei Hartleben, und bildet jetzt den sechsten Band der gesammelten Schriften. \*)

---

\*) Wie lebendig sich das Andenken an Clemens Brentano in den Herzen seiner Freunde in Wien erhielt, sprach Franz Gräffer einige Jahre nach seinem Tode in den kleinen Wiener Memoiren II. Theil. Wien bei Beck 1845. 8. Seite 37 aus:

„Du Unvergeßlicher! nun ruhest du. Du mit deiner Beweglichkeit, deinem Feuer, deiner muthwilligen Lustigkeit, mit deinen großen, schönen, tiefschwarzen Augen voller Seele und Geist und Dämonomagie; mit deinem rabenschwarzen, üppigen, wild und doch so reizend und malerisch geringelten Haupthaar; mit deinem vollen, kräftigen, südlisch-braunen Gesichte, mit deiner ganzen gedrunghenen, markigen, muskulösen Mannesgestalt, nun ruhest du!

„Wähnst du, man habe vergessen wie du vor dreißig Jahren in Wien warst? Vergessen die Magie Deiner geselligen Schätze? beines wunder-

Als die Nachricht von der Befreiung des Rheins nach Wien kam (1813), dichtete Clemens Brentano auf Verlangen in wenigen Stunden für das dortige Hoftheater das kleine Festspiel: „Am Rhein, am Rhein!“ (Gesammelte Schriften VII. Seite 467) und bestimmte den Ertrag zur Vinderung der Kriegsfolgen. Begeistert läßt er darin die deutschen Flüsse des Vaterlandes Befreiung begrüßen, und wir hören hier zum ersten Male den lieblichen Gesang des Rheins und seiner Nebenflüsse:

„Himmel oben, Himmel unten,  
Stern und Mond in Wolken lacht,  
Und in Traum und Lust gewunden  
Spiegelt sich die fromme Nacht“ u. s. w.

Im Spätsommer desselben Jahrs, zwischen dem Kulmer und Leipziger Sieg, schrieb er, um die vaterländischen Herzen mit dieser Siegesbegeisterung zu entflammen, in dem Zeitraume von etwa vier Wochen das für das Theater an der Wieden in Wien bestimmte „Klingende Spiel mit brennender Lunte“ seine „Victoria.“ Die Rolle des Lippels war für den großen Komiker Hasenhut bestimmt; es kam aber nicht zur Aufführung und wurde auch erst 1817 in Berlin im Verlage der Maurer'schen Buchhandlung gedruckt. (Gesammelte Schriften VII. Seite 279.)

Unter Oesterreichs Fahne die deutschen Stämme und alle nach Freiheit verlangenden Völker aufrufend, singt er:

---

baren Humors? deiner Rede und deiner Bilder hinreißende Macht? Und dann, wo andere Menschenkinder in Aufgeregtheit flammen, wenn das Bachusblut sich mit dem ihrigen mischt, dann dein starres Schweigen, einer Marmorbüste gleich. Nichts kann, nichts hat man vergessen von dir!

„Aber der da irgend einmal deine zerstreuten Geistesfunken sammeln wird, dem nenne ich Etwas, das er nicht vergessen soll: Andre's Hesperus erhielt einen sinnreichen allegorischen Umschlag. Im ersten Hefte mit demselben ist er erklärt. Dieser Text muß von Brentano sein. (Gesammelte Schriften IV. Seite 421.)

„Weiter kann ich nichts sagen. Dank dem, der deine „Gründung Brags“ wieder ausgegraben. In zehn Jahren wird man sie vergöttern.“

„Dein Krieg ist aller Krieg, o Franz!  
 Dein Sieg ist aller Sieg,  
 Dir jauchzt der Mund des festen Lands,  
 Der lang gefesselt schwieg.

Es braust das Meer, dir Vater Franz!  
 Zu deinem Siegeslauf,  
 Aus blauer Woge Siegestanz  
 Blüht Östreichs Segel auf“ u. s. w.

Noch manche patriotische Lieder Brentano's stammen aus jener Zeit, z. B. der Rheinübergang. Wien 1814. (Gesammelte Schriften II. Seite 33); auch der Ertrag dieses Liedes war als Almosen bestimmt, wie die Worte, die es an der Stirne trägt, bezeugen:

„Zum Besten eines Armen,  
 Der Dichter hat die Lust davon,  
 Wer mehr gibt, hat Erbarmen,  
 Ein Groschen mehr bringt Gotteslohn.“

Am 19. Juni 1815 erschien sein Lied „La belle Alliance.“ (Gesammelte Schriften II. Seite 43.) Auch Bernhard's Theaterzeitung in Wien soll er damals einige Wochen lang redigirt und für den Besitzer eines Puppentheaters daselbst, geärgert von dem ungereimten Vortrag in demselben, eine Reihe von Vorstellungen skizzirt haben. Als nach Jahren der Dichter in Berlin zu der Kasse eines Puppenspielers trat, sprang plötzlich der Mimiker aus dem Verschlag und warf sich ihm zu Füßen; überrascht erkannte er den einst an der Moldau von ihm Beschenkten, zu dessen Dankesbezeugungen die herbeieilende Frau bald auch die übrigen gesellte und ihm erzählte: „Stürmischer Beifall folgte von Stadt zu Stadt unseren durch Ihre Güte inspirirten Leistungen, und ein schön Sümmdchen war erspart, als der Hoffart Teufel mich, die Eva, die Eva den Adam plagt, bis der von lebenden Künstlern eine Gesellschaft sich zulegte und

damit in Riga, Dorpat und Reval, sogar in Petersburg, die Bühnen betrat. Der Puppen sauern Verdienst haben die Künstler fortgetragen, bevor wir, durch Schaden klug, zu Ihren Stücken zurückkehrten. Wiederum befinden wir uns, wie jemalen, wohl, und Ihnen, unserem Wohlthäter, soll für alle Zeiten unseres Theaters Gratisbesuch lohnen.“

Ein ungedrucktes Trauerspiel „Mloys und Imelde“ schrieb Brentano auch in den Jahren 1813 — 1815, während seines Aufenthalts in Böhmen und Wien. Er legte in jener Zeit großen Werth darauf und nur der Umstand, daß ein Freund, dem er das Manuscript damals anvertraute, es ihm nie zurückgab, war die Ursache, daß es nicht gedruckt wurde, bei der spätern neuen Bearbeitung gab ihm dieses den Gedanken eines Documentenraubs, der darin eine große Rolle spielt. So unverkennbare poetische Schönheiten dies Stück enthält, wovon einige Scenen an Romeo und Julie erinnern, hätte es von dem Dichter nochmaliger Bearbeitung bedurft, um herausgegeben werden zu können, besonders da es seiner spätern Richtung wenig entsprechend ist. Die in den gesammelten Schriften II. Seite 179. 180. 362 und 364 abgedruckten Lieder sind diesem Drama entnommen.

Um unseren Lesern doch auch einen Blick in das Leben Clemens Brentano's und seiner Geschwister während ihres Aufenthalts auf dem Schlosse Bukowan zu geben, nehmen wir Einiges, was v. Stramberg davon in seinem Antiquarius erzählt und wir nach dem aus directen Mittheilungen Gehörten für wahr halten dürfen, hier auf.

Nachdem er zuerst geschildert, wie viel die Herrschaft zu leiden gehabt durch die Bestechlichkeit der Gerichtshöfe und die Untreue der eigenen Beamten, wie sie mit schlechter Kost und dünnem Bier sich begnügen müssen, während die köstlichsten Bissen und vortreffliches Ale an ihrer Thüre vorbei in die

Gemächer der Wirthschafter gewandert und wie dabei vergeblich in den Rechnungen solchen Ausgaben nachgespürt worden u. s. w., fährt er fort:

„Für das viele Mißgeschick suchten die Brüder in Wohlthun Trost, hiezu von den Damen des Hauses, die sich in dem Aufenthalte zu Bukowan gefielen, unterstützt. Durch Rosenfeste, Tanz unter der Linde, Aufmunterungen an die studirende Jugend ertheilt, Prämienverleihungen sollte das böhmische Volk der Herrschaft veredelt, verschönert werden.

Ein schwieriges Beginnen, denn fest hält der Böhme an alter Sitte, an der einen vorzüglich, daß er nie ein Verbrechen zu begehen glaubt, wenn er von seines Bruders Überfluß sich den Bedarf des Augenblicks aneignet, während er sich beinahe Himmelslohn dafür verspricht, wenn er einen Unterdrücker, einen Miemiec beraubt. Diesem Vorurtheil, dieser Unart entgegen zu wirken, hat nach Kräften die Herrschaft sich bemüht, ohne doch mit dem vielen Aufwand von Humanität sonderliche Fortschritte zu machen. Als einziges, folgsames und viel versprechendes Schooßkind blieb letztlich zum Experimentiren der Damen eine Dirne, um die zwar auch mancher Verdacht spielte; man beschloß daher, die schöne Ankha auf die Probe zu stellen. Sie wurde Sonntags zum Kaffe gebeten, und wetteifernd bemühte man sich, sie zu erfreuen und zu beglücken mit Geschenken an Bändern, Schnürriemen, Tüchern und Corallen und zuletzt begleiteten ihre Gönnerinnen sie noch bis zur Thüre des Vorgemachs. Doch kaum war diese geschlossen und Ankha glaubte, daß sie allein und unbewacht sei, so hatte sie auch schon einen absichtlich am Fuß eines Spiegels niedergelegten, beinahe verschliffenen Kamm entdeckt, aufgegriffen und im Nieder verborgen und entschlüpfte, glücklicher in dem Besitze des gestohlenen Kamms, als in dem der von der Güte der Herrschaft empfangenen Gaben, welche das Mädchen bewacht und durch diese Handlung alle

Hoffnung zur Besserung dieses Volkes wirken zu können, verloren hatte.“

Ereignisse von größerer Wichtigkeit verleiteten den Geschwistern den sonst so schönen Besitz immer mehr, und sie beeilten sich daher, nachdem die Verwalter des benachbarten Fürsten Schwarzenberg verhindert, daß der Verkauf mit diesem abgeschlossen wurde, die Herrschaft dem Grafen Key zu verkaufen, von welchem Fürst Schwarzenberg sie ein Jahr später zu ungleich höherem Preise erstand.

Froh, daß er Böhmen verlassen konnte (siehe den Brief vom 11. Januar 1812 in dieser Sammlung), wandte sich Clemens nun wieder nach Berlin, wo Savigny und Arnim lebten, und wohin ihn so viele angenehme Erinnerungen riefen. (1815.) In den ersten, gebildetsten Kreisen nahm der geistreiche Mann, der geniale Dichter, der zu Zeiten anziehendste Gesellschafter seine Stelle wieder ein, doch in wesentlich veränderter Stimmung und Richtung.

Ehe wir indeß hiervon reden, müssen wir noch seiner Märchen erwähnen, die erst nach seinem Tode Guido Görres, gemäß des Dichters testamentarischer Verfügung, herausgab, und deren Ertrag zum Besten milder Stiftungen verwendet wurde (Cotta'scher Verlag 1845), deren Dichtung aber in seine männlichen Jugendjahre fällt. Ursprünglich waren sie bestimmt, die Kinder seines Schwagers Savigny und die seines Freundes Schinkel zu unterhalten, und gefielen damals schon so sehr, daß er um das Buch von allen Seiten geplagt wurde. Es mag dieß im Jahr 1811 gewesen sein.

Schon im Juni 1810 schrieb er dem ihm sehr lieben Maler Runge in Hamburg, daß er vorhabe, Kindermärchen zu sammeln, die er in Folio oder groß Quart drucken und mit deutlichen, großen bunten Bildern und Holzschnitten versehen lassen wolle, und forderte ihn auf, Bilder dazu zu zeichnen.

1816 ging er noch immer mit dem Drucke des nicht vollendeten Buches um, Schinkel sollte es verzieren und hatte bereits damit begonnen; er trat mit Buchhändlern in Unterhandlung, einige Holzschnitte wurden gemacht. In einem Brief an den Buchhändler Reimer in Berlin vom 26. Februar 1816 entwickelt er den ganzen Plan dieses Märchencyklus, ohne daß derselbe zum Druck gelangte.

Als im Jahr 1827 diese dem Dichter fast fremd gewordenen Jugendidhtungen in Frankfurt in einer Abendgesellschaft seines Freundes Thomas vorgelesen, vielen Beifall fanden, bestürmte man ihn von Neuem, sie drucken zu lassen, er weigerte sich dessen aber nicht nur standhaft, sondern da er einst ein Stück dieser Märchen (das Myrthenfräulein) in der Frankfurter Iris gedruckt fand, verletzte ihn dies tief, und er bat dringend den Bewahrer des Manuscripts (Dr. Böhmer, von welchem er 1827 schrieb: „Sie wissen, daß ich die Überreste meines literarischen Treibens meinem Freunde, dem Dr. Böhmer in Frankfurt, übergeben hatte, weil er eine Freude des Ordnen und Bewahrens in seiner antiquarischen Natur hat und ein sinnvoller, gütiger, dienstfreundlicher Mann ist“) es zurückzunehmen und ihn mit aller Öffentlichkeit zu verschonen; denn er hielt diese seine Arbeit für unvollendet und nicht würdig genug. Der Wunsch, den Armen eine Wohlthat zu erweisen, vermochte ihn, seinem Urtheil und Widerwillen vor Veröffentlichung zum Troste, dennoch schon damals zu dem Entschlusse, sie zum Besten einer Armenschule in Koblenz erscheinen zu lassen: „Ihre Absicht,“ schreibt er dem frommen Armenvater, Herrn Diez, daselbst, „erlaubte mir nicht, meine persönliche Verletzung gegen den Vortheil Ihrer Armen in die Wagschale zu legen.“ Doch unterblieb der Druck auch jetzt wieder. Anders, als des Dichters Bescheidenheit, hat seitdem das Publikum über diese Märchen geurtheilt, in welchen ächt kindlicher Ton, und der feinste heiterste Witz in seltenem

Bunde meisterhaft vereinigt, und in welche die schönsten Lieder eingeflochten sind.

Kehren wir indeß zu dem Leben unseres Dichters in Berlin (1815) zurück. Die große Veränderung, welche mit ihm vorgegangen, entsprang wohl aus dem Unbefriedigtsein mit sich selbst und seinem vergangenen Leben, welches anfing, ihm zweck- und gehaltlos zu erscheinen, weil ohne religiöse Stütze und Richtung; er hatte einen Durst nach Wahrheit, aber er erkannte mit getrübttem Auge den Quell nicht mehr, wo sie fließet. Die peinigendsten Zweifel quälten ihn, wie wir in dem Brief an Klingseis vom November 1815 und Februar 1816 (siehe diese in der Sammlung) lesen, der uns Zeugniß gibt, wie ernst es ihm war, das Rechte zu finden, und wie aufrichtig sein Suchen. Von dem, der so sucht, läßt Gott sich immer finden, wenn seine Seele auch noch so verwirrt und betrübt und beladen ist. Gerade seine vielen Einwürfe und Zweifel zeigen uns, daß sein poetischer Sinn und seine Phantasie sich nicht von dem Reiz der Harmonie, welche nur in der Kirche gefunden wird, hinreißen ließen, sondern daß er ernst prüfte und kritisch forschte.

Von dem liebevollen Vater Sailer, der ihn schon bei dem Tode seiner ersten Frau zu trösten gesucht, den er aber damals nur als Freund geschätzt und jetzt erst auch als Priester ehren und brauchen lernte, fügen wir im Anhang einen Brief an Clemens bei, der gewiß wohlthuenden, versöhnenden Einfluß auf ihn geübt hat; möchte er auch noch anderen suchenden und kämpfenden Seelen wohl thun.

Wie viel er in jener Zeit auch den innigen Liedern einer frommen Freundin verdankte, erzählt er uns in dem Brief an seinen Bruder Christian vom 3. December 1817, siehe in der Sammlung. Wir glaubten, die Lieder, die solche wohlthätige Wirkung gehabt, begeben zu müssen, obgleich viele derselben jetzt bereits an anderem Orte gedruckt sind.

Das erste Zusammentreffen dieser Freundin mit Clemens wurde uns aus verlässigster Quelle in folgender Weise erzählt:

Im September 1816, an einem Donnerstag Abend, trat Clemens Brentano in Berlin in eine Gesellschaft, die, in einem durch Rang und Geist ausgezeichneten Hause stattfindend, meist auch von den ersten Geistern Berlins besucht ward. Es waren erst wenig Leute da; der Sohn und ein alter Freund des Hauses erzählten so eben einem jungen Mädchen, daß der ausgezeichnete, geistreiche Clemens Brentano kommen und etwas von sich vorlesen werde. Man sprach von seinen schlagenden Witz, seinen Sarkasmen u. s. w.; und da man öfters das Wort geistreich wiederholte, ward es der jungen, zum tiefsten Ernste geneigten Freundin des Hauses bald zu viel, und sie äußerte: „Wenn er weiter nichts ist als geistreich, kann er dabei noch ein sehr erbärmlicher und unglücklicher Mensch sein.“

In diesem Augenblicke stand er dicht neben ihr, die allein auf dem Sopha saß, und sagte düster: „Guten Abend!“ Die ganze Gesellschaft war erschrocken, denn die Flügelthüren zum Vorzimmer waren geöffnet gewesen, Zimmer und Vorzimmer mit Teppichen belegt und die Lampen gedämpft, da die Hausfrau an Augenweh litt.

Man fürchtete, er werde Alles gehört haben und sich durch Witze rächen, für das Lob, das Einige auf Kosten seines Herzens seinem Geiste gezollt hatten; man hatte ihn boshaft u. s. w. genannt. Nur die, welche bei seinem Eintritt obige Worte gesprochen, war nicht verlegen, da sie ihre Äußerung im Allgemeinen vertreten konnte, und so erwiederte sie seinen Gruß ganz unbefangen und bot ihm den Platz neben sich. Er sah ihr starr und düster ins Gesicht, mit den Worten: „Mein Gott, wie gleichen sie meiner verstorbenen Schwester Sophie!“ — „Es ist mir lieb, daß ich ihrer Schwester gleiche und daß sie uns etwas vorlesen wollen. Bitte, fangen sie an.“

Er las aus seiner Victoria und Einiges aus der Gründung Prags, ward außerordentlich lebhaft und entzückte die ganze, zahlreicher gewordene Gesellschaft, der er das Versprechen geben mußte, öfter Donnerstags zu kommen. Dies that er auch und jedesmal beherrschte er die Unterhaltung der Gesellschaft, zu der häufig die besten Gestalten Berlins gehörten; auch Gneisenau war oft dort und hatte ihn sehr gern.

Für Clemens war aber, wie schon angedeutet worden, nun die Krise seines Lebens, seines innersten Lebens gekommen, das schon lange tief empfundene Ungenügen alles irdischen Treibens, alles irdischen Glücks, aller irdischen Liebe spricht sich in vielen seiner Lieder aus und fast alle beweisen sie, daß ein religiöser Faden von Kindheit an durch sein ganzes Leben geht. Er war aber noch nicht zur Ausöhnung mit der Kirche gekommen und sprach sich bald gegen seine neue Freundin über die Zerrissenheit seiner Seele aus, erhielt aber gleich die Antwort: „Was hilft es ihnen, daß sie einem jungen Mädchen das sagen? Sie sind so glücklich, die Beichte zu haben, sie sind Katholik, sagen sie ihrem Beichtvater was sie drückt.“

Er war verwundert und suchte die katholische Richtung seiner Freundin Anfangs zu bekämpfen, ward aber bald selbst ganz davon ergriffen und arbeitete in den ersten Monaten des Jahrs 1817 eine tiefe, klare, sein ganzes Leben umfassende Beichte aus und in den letzten Tagen des Februars oder den ersten des Monats März 1817 legte er sie dem damaligen Propst zu Sanct Hedwig, Ambrosius Tauber, ab. Er hatte mehr als zehn, vielleicht mehr als fünfzehn Jahre der kirchlichen Tröstungen entbehrt.

Seiner Freundin erzählte er, wie der milde, ernste Priester, nachdem er auf dessen Zimmer, zu seinen Füßen knieend, die Beichte abgelegt und Absolution empfangen, ihn mit Thränen umarmt und emporgerichtet habe und von nun an sein Freund geworden sei.

Clemens Brentano ging von dieser Zeit an als entschiedener, innig frommer Katholik seinen dornenvollen Lebensweg weiter, lernte aber erst den ganzen Umfang des unaussprechlich großen Segens des sakramentalischen Lebens der Kirche durch seinen Umgang mit der gottseligen Emmerich in Dülmen kennen und würdigen. Seine schönsten und rührendsten Lieder stammen aus dieser Zeit, so der „Frühlingschrei.“ (Gesammelte Schriften I. Seite 31.) Berlin, im Februar 1817. Über die Stimmung, in welcher dies Lied entstanden, siehe Briefe vom December 1816 in dieser Sammlung. Zu Weihnachten 1817 hatte er zu Spee's Trutznachtigall „Einiges von dem Leben, Handeln, Leiden und Sterben des geistlichen Vaters Spee von Langensfeld“ (siehe Anhang dieser Sammlung) geschrieben und dieselbe (Berlin bei F. Dümmler 1817) wieder herausgegeben, wobei ihm seine Freundin behilflich gewesen, der er auch das Büchlein gewidmet. Die „Zueignung“ (jetzt I. Seite 13) und das „Weihelied zum Ziel und End“ (I. Seite 26) sind an sie und in beide sind einzelne Strophen von ihr verwebt.

Alle seine Lieder, auch die nicht rein geistlichen, haben von nun an eine ernstere, tiefere Richtung, er hat fürder nichts Leichtsinnes mehr geschrieben, weshalb wir auch gesucht in dem Bändchen ausgewählter Gedichte (Sauerländer, Frankfurt 1854) dieselben möglichst der Zeitfolge nach zu ordnen; da dies bei den gesammelten Schriften übersehen worden, möge für die Besitzer derselben folgender, wenigstens theilweiser Nachweis dienen. „Pilger, all der Blumenschein“ (I. Seite 35) findet in dem Briefe dieser Sammlung vom 17. Mai 1817 nähere Erklärung und ist irrig mit Mai 1819 bezeichnet, da es Mai 1817 gedichtet wurde. „Es war einmal die Liebe“ (I. Seite 73) 1817. „Hilf mir mein Elend einsam bauen“ (I. Seite 77). Berlin, im Sommer 1818. „Die ummauerte Seele und der Epheu“ (I. Seite 79), wird verständlicher durch den Brief dieser Samm-

lung, in welchen dies Lied verwebt war. Berlin 1817. „Vor dem ersten Aderlasse“ (I. Seite 92). Berlin 1817. „Der Engel der Wüste“ (I. Seite 384), Berlin, Spätherbst 1817. „Von dem innern Sturm verschlagen“ (I. Seite 390). Frühling 1817. „Im Wetter auf der Heimfahrt“ (I. Seite 394). Herbst 1817. „An \*\*\*“ u. s. w. (I. Seite 419). Dülmen. Frühling 1821. „An das Blut am Abend vor dem Gericht“ (I. Seite 442). Herbst 1817. Berlin. Nebst diesen Liedern sind auch die I. Seite 466 — 506 aus den Jahren 1816 bis 1818 und Anfangs 1819, und alle beziehen sich auf des Dichters Freundschaftsverhältniß zu jener jungen Freundin, nur Seite 419 entstand bei einem späteren Wiedersehen. Zu besserem Verständniß dieser Lieder, glauben wir anführen zu müssen, daß ihm diese Freundin früh gesagt hatte: sie könne nur rein schwesterlich für ihn empfinden, wolle überhaupt keinem Manne ihre Hand geben, ihm, dem Freunde, aber im ganzen Sinne des Wortes Schwester sein und so auch geistig Alles mit ihm tragen und theilen, da sein aufrichtiges Ringen nach Gott sie gerührt habe. Dieser Gesinnung ist sie treu geblieben.

In dem zweiten Bande beziehen sich auf die gedachte Freundin die Lieder Seite 197 bis 208 vom Jahr 1817, Berlin; weiter Seite 209 Berlin, Sommer 1818. Dann kommt eine Reihe von Liedern aus sehr früher Zeit, welche, obgleich wie andere seiner früheren Dichtungen der späteren Richtung des Dichters sehr fremd, nur aufgenommen wurden, weil man glaubte, das Ganze geben zu müssen, insofern nicht eine verderbliche Tendenz dies wehrte, was hier nicht der Fall, da der Dichter sichtlich über seinem Stoffe schwebt.

Auf die Freundin beziehen sich auch noch (II. Seite 493): „Einer Jungfrau bei dem Geschenke der Sakontala.“ Berlin, Herbst 1816. (II. Seite 500); „Zum Geburtstage.“ Berlin 1817.

„An eine Jungfrau“ u. s. w. (II. Seite 502.) Berlin, Januar 1817. „Einer Freundin am Jahrestage ihrer Taufe.“ (II. Seite 511.) Berlin, 23. April 1818. Ferner entstanden in diesem Zeitraum: „Am Geburtstage einer Wittwe“ u. s. w. (II. Seite 507.) Berlin, 26. August 1818. An dieselbe ist auch II. Seite 517. Berlin den 8. September 1817. „Am Geburtstage einer Jungfrau“ (II. Seite 519). Berlin, 11. September 1818. Auch des todtten Bräutigams Lied (II. Seite 370) schrieb er zu Berlin 1818.

Zu dieser Zeit stellten Clemens Brentano und der erst vor Kurzem in Berlin gestorbene H. v. Bülow, der auch ein talentvoller Dichter war, einander öfters Aufgaben, wo Gegenstand und Versmaaß gegeben waren; so entstanden z. B. die „Gottesmauer“ (Gesammelte Schriften I. Seite 238) 1816 und „das Lied von den heiligen fünf Wunden“ (I. Seite 242) 1817 bis 1818, beide nach Berichten, die damals in einer Berliner Zeitung standen. Letztere Begebenheit soll sich 1817 in Belgien zuge tragen haben.

In Subitzens Gaben der Milde erschien 1817 zum ersten Male die Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl (Gesammelte Schriften IV. Seite 169), dessen Grundlage wir im Wunderhorn (II. Seite 204), Joseph, lieber Joseph u. s. w. finden. Die ächt volksthümliche Färbung, der sittliche Gehalt, das Naturgemäße und Lebenvolle in den Charakteren haben dieser Erzählung, in welcher der Dichter mitten durch den fatalistischen Spuk eines dunkel hereinragenden Verhängnisses das tragische Spiel eines edlen Gemüths mit der falschen Ehre entfaltet, in einfachen ergreifenden Zügen, das schöne Grundthema variirend: „Thu' deine Pflicht und gib Gott allein die Ehre,“ allgemeinen Anklang und fortdauernde Geltung verschafft.

Auch „die Geschichte der mehreren Wehmüller und

ungarischen Nationalgesichter“ (gesammelte Schriften IV. Seite 211), in welcher acht komische Figuren und wahrhaft originell erfundene Situationen mit unerschöpflich strömender Laune dargestellt und kunstreich verknüpft sind, wurden 1817 in dem Gesellschaftler gedruckt; sowie „die drei Küsse“ (gesammelte Schriften IV. Seite 275), eine durch Dmina motivirte Mordgeschichte.

Noch müssen wir bemerken, daß aus Versehen ein Gedicht von Arnim in die gesammelten Schriften aufgenommen worden (II. Seite 367): „Umsonst kein Tod!“ es hatte sich in Abschrift unter den Manuscripten gefunden. Clemens liebte dies Lied sehr und sang es bei seinem Aufenthalte in Berlin ungemein schön zu seiner viersaitigen alten Guitarre, welche, nach seiner Aussage, die erste in Deutschland gemachte war; sie hing gewöhnlich bei der Familie seiner Freundin, der er gerne seine, ihre, oder Anderer Lieder sang, sehr oft namentlich Goethe's „König von Thule,“ der ein Lieblingsgesang von ihm war. Sein Lied: „Durch den Wald mit raschen Schritten,“ u. s. w. sang er nach einer selbst erfundenen Melodie außerordentlich schön.

Brentano hatte in Berlin, 1815 bis 1818, einen kleinen Kreis von jüngeren Freunden um sich versammelt, deren Richtung, wenn auch in religiöser Hinsicht auseinandergehend, dennoch eine ernstere, gediegenere war. Wir nennen aus diesem Kreise nur die beiden Präsidenten, Fr. von Bülow und August W. Göke, die vier Brüder von Gerlach, von denen nur noch der Präsident, Ludwig, der Rundschauer der Kreuzzeitung, und Leopold, General und Adjutant des Königs von Preußen, leben. Graf Cajus zu Stolberg-Stolberg gehörte während seiner Anwesenheit zu Berlin auch zu diesem Kreise.

Von dem Wohlthätigkeitsfinne Brentano's, der alle Noth, auch die der fremdesten Menschen, tief im Herzen trug, haben

diese Blätter schon mehrmals Zeugniß gegeben; doch verdient erwähnt zu werden, daß er nicht bloß durch Geldspenden aus der Ferne half, sondern daß er selbst die Höhlen der Armuth besuchte, und oft selbst entbehrte was er gab.

So kam er in der Zeit, von der wir reden, einmal mit einem von fetter Bräthe ganz begossenen Mantel zur Familie seiner Freundin und bat, man wolle ihm doch helfen, sich zu reinigen. Von der Freundin befragt, wie er denn zu diesem Fettbade gekommen sei, gestand er ihr, daß er einer alten, ganz verlassenen Frau, in seiner Nähe, von deren Noth er zufällig gehört, die Suppe habe bringen wollen, welche seine Wirthin (Frau Geheimerath Pistor) ihm auf sein Zimmer geschickt, auf der kleinen dunkeln Treppe aber gefallen sei. — So entschlüpfte ihm auch einmal im Arger über die Undankbarkeit der Alten das Geheimniß, daß er ihr öfters, wenn es recht kalt sei, Abends unterm Mantel einen Arm voll Holz bringe und darum selbst friere, weil er das Holz nehme, welches man ihm zum Nachlegen neben den Ofen gepackt.

Er hielt sich damals für arm, weil ihm sein Bruder Franz, der treue, uneigennütige Verwalter des Vermögens seiner Geschwister, nach Prag geschrieben hatte, er möge seinen Ausgaben Schranken setzen, da sonst das Capital angegriffen werden müsse. Dort hatte Clemens nämlich zur vermeintlichen Rettung einer verkommenen Familie viel ausgegeben, — einmal sogar tausend Thaler.

In Berlin glaubte er nun, sich in hohem Grade einschränken zu müssen, selbst seine Kleidung zeugte davon, doch wohl mehr noch von seiner großen Mißachtung für Außerlichkeiten. So trug er z. B. lange Zeit einen alten, vom Wetter schon sehr angegriffenen Hut, dessen die Freundin, die er gern begleitete, sich schon öfters geschämt hatte. Sie bat ihn nun einmal, da sie

mit ihm an einem Hutladen vorbeiging, draußen einen Augenblick zu warten, sie habe in dem Laden etwas zu thun, kaufte darin einen Hut und setzte ihm denselben schnell auf, während sie beim Herabtreten von den Ladenstufen ihm den alten, wie zufällig, vom Kopf gestossen hatte. Die Straße war gerade nicht belebt, und es würde wohl Niemand es bemerkt haben. Clemens aber schalt heftig auf ihre Hoffart, da er wohl errieth, daß sie sich seines Hutes geschämt hatte, und da sie, über seinen lauten Tadel unwillig, schnell voranging, kam er ihr gleich nachgelaufen, den alten, nun noch beschmutzten Hut auf dem Kopfe, den neuen in der Hand haltend, während er den ganzen Weg fortfuhr zu schelten und ihr die Demuth Christi vorzuhalten. In Bezug auf äußern Anstand und Weltfittte, konnte er überhaupt oft verlegend sein. So verlangte in einer höheren Gesellschaft einst eine Dame, daß man ihn ihr vorstellen möge; er weigerte sich dessen, die Dame des Hauses zerrte ihn aber förmlich zu ihrem Besuch, mußte aber bald zu ihrem Schrecken hören: „Ich spreche nicht gern mit einer Madame, die 'ne Feder auf dem Kopfe hat, denn sie denkt doch bloß an ihre Feder und dreht den Kopf hin und her, damit die Feder schaukelt.“

Dergleichen Eigenthümlichkeiten wären viele noch von Clemens zu erzählen; wie schwer es bei vielen herrlichen Eigenschaften dadurch oft war, mit ihm zu leben, war ihm selbst nicht unbekannt, daher er auch das höchste Lob, was er einem ertheilte, in den Worten: „Der verträgt mich,“ zusammenfaßte. Bei genauerer Beobachtung entdeckte man indeß öfter mit Erstaunen, daß solche Verstöße gegen die Sitte wohl zum Theil aus einer unbegreiflichen Verlegenheit entstanden, welches er selbst sehr treffend mit den Worten bezeichnete: „Aus lauter Verlegenheit springe ich durch das Fenster ins Haus.“ Auch beim Schreiben für den Druck faßte ihn zu Zeiten diese Verlegenheit, während er sich im Reden viel fließender und origineller ausdrückte.

Auch scheint das Urtheil richtig, daß ihn die Reaction gegen die Falschheit und höfische Heuchelei der Welt in die umgekehrte Lüge getrieben und daß Spott und Grobheit fast wie eine Liebkosung bei ihm galten; denn wohl Jeder, der ihn näher gekannt, mußte bemerken, daß er das Gleichgiltige unberührt ließ und von dem Verhassten sich stumm und versteinert abwandte.

So wenig, wie diese Eigenheit, änderte er jemals die in ihm vielleicht durch den Beifall, den seine witzigen, geistvollen Einfälle in früher Jugend schon gefunden, mächtig gewordene Gewohnheit, jeden witzigen, treffenden Gedanken, so wie er ihn durchzuckte, auszusprechen; er mußte heraus, oft auf die Gefahr hin, die Mühe und Arbeit von Wochen und Monaten zu zerstören. Vielleicht hundertmal hat er damit und auch dadurch, daß bei ihm oft dem tiefsten Ernst ein leichter Scherz oder eine spöttische Anspielung zur Seite war, nicht nur seine eigene Wirksamkeit vernichtet, sondern auch zu den härtesten und irrigsten Beurtheilungen seines Wesens, das mit so heiligem Ernste das eigene Heil und das seiner Nebenmenschen suchte, Veranlassung gegeben. Gar Mancher wurde dadurch verführt, ihn für einen scheinheiligen Heuchler zu halten, der selbst nicht an das glaube, was er Anderen aufreden wolle, indefß dies sich Gehemlassen nur wie der kitzelnde Muthwille eines Kindes war, das sich in der Jugend nicht gewöhnt hatte, Phantasie und Zunge zu zügeln. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß er dabei auch sich nicht verschonte, sondern mit unerbittlichster Schärfe die Geißel seines Witzes gegen sich selbst schwang.

Doch es bleibt noch von seinem Aufenthalt in Berlin zu berichten. Einen Regenschirm trug er niemals, aber wenigstens Dreiviertel des Jahrs einen nicht sehr großen grauen Mantel, den man dort nicht neu gekannt, mit verblaßtem, schwarz gewesenem, sehr hoch stehendem Kragen, den er bis dicht unter die Augen zog; dabei pflegte er den Hut tief ins Gesicht zu drücken,

den grauen Noth wie eine Litewka, aber ohne Schnüre gemacht, hoch bis unters Kinn zuzuknöpfen und eine schwarze, nachlässig umgekniüpfte Halsbinde zu tragen. Seine frische, südlisch braune Farbe fing damals an zu bleichen, sein schönes, schwarzes, lockiges Haar sich mit weiß zu mischen. Er machte in diesem Zeitraume ja die schwersten und tiefsten Kämpfe durch, die ihm gewiß jetzt Oben gelohnt werden.

Im Jahr 1818 besuchte ihn sein Bruder Christian, den er sehr liebte und vor dessen scharfem, richtigem Urtheil er viele Achtung hatte, und weckte durch seine Erzählungen über die Nonne zu Dülmen ein großes Interesse in ihm für diese wunderbare Erscheinung, von welcher er schon gehört hatte. Er äußerte gegen die Freundin, daß er wohl Neigung habe, dieselbe zu sehen, und sie bestärkte ihn sehr in diesem Vorhaben. Im Spätherbst 1818 folgte er nun seinem Bruder nach Dülmen, wohnte mit ihm im Posthause einige Wochen, kam nun auch mit Sailer in nähere Verbindung und besuchte mit demselben die seinem Bruder Christian schon befreundete Familie Diepenbrock auf Holtwick, mit der er fortan in innigstem Verkehr blieb.

Seiner Freundin schrieb er sehr interessante Briefe von Dülmen über die wunderbaren Erscheinungen, welche er dort beobachtete; eine derselben konnte nicht er, nur sie verstehen. Die Nonne ließ ihr nämlich sagen: sie solle den Gedanken ausführen, den sie an einem bezeichneten Abend, zwischen zwei Gärten durchgehend, gefaßt, und der Vers, den sie sich leise dabei gesagt, solle ihr maßgebend für den ferneren Lebensweg sein, da ihr Schutzengel ihr diesen Gedanken und diesen Vers in die Seele gesprochen.

Der Schreiber konnte ebenso wenig, wie irgend ein Mensch, diese innere Begebenheit ahnen und wußte nicht, was er schrieb; die Jungfrau aber richtete ihre Schritte nach diesem Wink, der

nur von Oben kommen konnte und hat es nie bereut, noch wird sie es je bereuen.

Wir freuen uns, daß wir so glücklich waren, die genannten Briefe im Nachlasse vorzufinden, da dieselben, sowie die Briefe an die Emmerich selbst, den Landrath Bönighausen, den Generalvicar v. Droste-Bischoering, Dr. Wesener, seinen Bruder Christian und den Dechant Overberg besser als wir es vermöchten, von Clemens Leben in Dülmen und dem, was er dort gesehen und beobachtet, Zeugniß geben. Einige Briefe von Overberg haben wir eingereicht, da es den Lesern nicht ohne Werth sein dürfte, das Urtheil des Clemens Brentano über diese mit den Wundmahlen Christi bezeichnete, demüthige Magd des Herrn, auch von diesem würdigen Priester bestätigt zu finden. Aus demselben Grund ist auch ein Briefchen von Sailer beigegeben.

Der erste Aufenthalt Clemens Brentano's in Dülmen hat, wie diese Briefe bestätigen, nur drei Monate gedauert. Januar 1819 ging er nach Berlin zurück, um dort seine Sachen zu ordnen, namentlich seine herrliche Bibliothek zu verkaufen und dann zu A. C. Emmerich zurückzukehren und sich ganz der Beobachtung dieser Begnadigten zu widmen, worin er eine ihm von Gott angewiesene Aufgabe erblickte. Da erhielt er einen Brief, der ihn in große Verwirrung und Betrübniß versetzte.

Den guten Leuten in Dülmen, welche die Emmerich zwar recht lieb hatten und auch nach ihrer Weise achteten und ehrten, die aber so an die wunderbaren Erscheinungen an ihr gewohnt waren, daß ihnen dieselben kaum mehr außerordentlich erschienen, war der Feuereifer, mit welchem Clemens sich dem Beobachten und Sammeln aus dieser Wunderwelt widmete, ein stummer Vorwurf, seine Fragen und Anforderungen an sie selbst unbequem, das Durchgreifen und die Entschiedenheit, mit der er, seinen hohen Zweck im Auge haltend, wohl auch zuweilen zu Werke

gegangen sein mag, unlieb. Sie wünschten darum sehnlichst, daß er nicht wiederkehren möge und baten ihn geradezu darum, indem sie ihm vorstellten, daß seine vielen Ansprüche für das innere Leben der Kranken schädlich sein könnten, und sie überredeten dieselbe sogar dies zu unterzeichnen, was sie später oft bitter bereut hat.

Um diese Zeit scheint das Gedicht: „Nun soll ich in die Fremde ziehen“ (gesammelte Schriften I. Seite 492) entstanden zu sein, welches in dem Umstand, daß Clemens den Hafen der Ruhe, den er endlich gefunden zu haben glaubte, fürchtete wieder verlieren zu müssen, Erklärung findet.

Nachdem sein Bruder Christian die Stimmung in Dülmen wieder zu berichtigen gesucht, kehrte Clemens mit Gutheißung von Overberg im Mai 1819 dahin zurück. Seine Freundin hatte Berlin schon zu Anfang der Fasten verlassen, ist ihm aber im späteren Leben noch öfter begegnet und hat dem frommen, ernstlich nach Gott ringenden Freunde immer eine wahre, auf Achtung gegründete Freundschaft bewahrt.

Clemens siedelte sich bald in dem Posthause zu Dülmen an, wo er in einem sehr arm eingerichteten Zimmer, nach dem Garten hinaussehend, wohnte.

Wir müssen die Geduld und Ausdauer bewundern, welche nur in der Überzeugung, daß ihn Gott an diese Stelle geführt, begründet und gestärkt sein konnte, mit welcher der lebendige Mann, der gewohnt war in den größten Städten und geistreichsten Gesellschaften zu leben, fast fünf Jahre lang (vom Mai 1819 bis zum Tode der Emmerich, Februar 1824), mit geringen Unterbrechungen, in diesem elenden Dorfe lebte, in dem er nicht nur allen geselligen Umgang entbehrte, sondern mit Beschwerden aller Art zu kämpfen hatte.

Zweimal im Tage, am Morgen und Abend, gewöhnlich

während einer Stunde, oder auch nur für eine halbe Stunde, besuchte er die Emmerich, um das, was sie ihm von ihren inneren Anschauungen mittheilen konnte, aufzuzeichnen. Einen Theil desselben hat er in „dem bitteren Leiden nach den Betrachtungen der gottseligen Emmerich“ im Jahr 1833 der Welt bekannt gemacht, und es hat seitdem viele fromme Seelen erbaut. Der Ertrag der sechs ersten Auflagen dieses Buches, welcher ganz zu wohlthätigen Zwecken verwendet wurde, und meistens dem Krankenhause seiner frommen Freundin Apollonia Diepenbrock in Regensburg zugeslossen, betrug mehr denn 15,000 fl. Fortwährend wird dasselbe von Neuem gedruckt, viel gekauft und mit Erbauung und Nutzen gelesen. Das meisterhaft geschriebene Leben der Emmerich, welches demselben als Vorwort beigegeben (gesammelte Schriften IV. Seite 291), gibt uns auch zu manchen Gedichten den Schlüssel; z. B. zu Band I. Seite 185: „Am Feste der heiligen Catharina.“ I. Seite 497. I. Seite 504. I. Seite 508 und anderen.

Im Verlage der literarisch artistischen Anstalt in München ist nun auch seit 1852 das „Leben der allerseligsten Jungfrau Maria“ nach den Emmerich'schen Betrachtungen erschienen, dessen Druck Clemens selbst schon beginnen lassen und zu dem er von ihm so sehr geliebte, treffliche Künstler Steinle die Illustrationen in München unter seinen Augen zeichnete. Auch dieses Buch fand freudige Aufnahme. Auch sein bedeutender Ertrag floß und fließt fürder milden Stiftungen zu, nach testamentarischer Verfügung des Verfassers, welcher denselben auch einen Drittheil seines ganzen Vermögens und den Erlös der Märchen bestimmte. Den größten Theil erhielt und erhält der hochwürdige Herr Bischof von Limburg, welcher ihn zur Begründung eines Priesterseminars verwendet, wodurch dies letzte reiche Almosen von Clemens mit Gottes Segen bis in ferne Zeit heilbringend sein wird.

Die noch ungedruckten, nach den Aussagen der Emmerich aufgeschriebenen Manuscripte befinden sich, seit dem Tode von Christian Brentano, in dem Kloster der Benedictiner zu München in den Händen des hochwürdigen Herrn Professor Haneberg (Pater Bonifaz), dem die etwaige weitere Herausgabe überlassen ist; der Ertrag würde auch wieder frommen Stiftungen zufließen.

Mit Erstaunen und Bewunderung liest man in diesen Manuscripten, welche vielleicht mehr denn vierzehn Bände noch geben würden, nicht nur wie den Gesichten jener einfachen Klosterfrau die ganze Geschichte der Vergangenheit erschlossen war, und wie Clemens mit ihr den Heiland während der drei Lehrjahre Schritt vor Schritt begleitete u. s. w., sondern auch die Genauigkeit und Treue, mit der er ihre Angaben niederschrieb, und wenn er sie nicht recht verstanden, wägend und prüfend sich selbst fragt, ob sie wohl dies, oder das habe sagen wollen, verdient höchste Anerkennung, besonders bei einem so phantastereichen Menschen.

Die Ausflüge zu der Familie Diepenbrock nach Holtwick und zu dem alten, frommen Pfarrer von Haltern, waren Clemens sehr lieb in jener einsamen Zeit. Im Juni 1823 besuchte er auch Frankfurt und seine dortigen Geschwister nach siebenjähriger Abwesenheit einmal wieder. Damals lernte er bei seinem Freunde Thomas den Stadtbibliothekar Dr. Böhmer kennen, dessen verstehendes Wesen ihn ansprach, dessen jugendliche Begeisterung für Poesie und Kunst seine Sympathie weckte, und dessen treue Anhänglichkeit ihn so sehr fesselte, daß er ihm sein ganzes Leben einer der liebsten Freunde geblieben, in dessen Hand er manche seiner schönsten Geistesblüthen niederlegte, welche ohne dessen treues Bewahren wahrscheinlich verloren gegangen wären, und dem wir viele sehr schätzbare Notizen auch für diese biographische Darstellung danken.

Nachdem er am 23. Juli 1823 in Ködelheim die silberne Hochzeit seines Bruders Franz noch mitgefeiert und sie durch ein Gedicht verherrlicht hatte, kehrte er bald wieder an das Krankenlager seiner Freundin nach Dülmen zurück, empfing, was die immer leidender werdende noch geben konnte, und suchte ihr so viel als möglich Linderung zu schaffen. Am 8. Februar 1824 schrieb er den schönen Brief an einen jungen Freund (siehe diese Sammlung), am 9. verließ die arme, reichbegnadigte und vielgeprüfte Seele ihre sterbliche Hülle; wie wir in dem Brief an Sailer und Diepenbrock und in dem an eine junge Freundin so rührend erzählt finden. Diese Briefe erklären zugleich das schöne Gedicht. (Gesammelte Schriften I. Seite 104.)

Dülmen, das ihm jetzt nichts mehr bieten konnte, verließ er nun bald und tief erschüttert. Die Freundin war gekommen, Diepenbrock's nahmen sich seiner liebevoll an und er brachte einige Zeit bei ihnen und in Haltern zu, ging aber bald zu Windischmann nach Bonn, wo er sich mit Ordnen seiner Papiere beschäftigte. Dann ging er zu seinen Geschwistern nach Winkel im Rheingau, wo er auch Bettina fand, nach Wiesbaden zu Peez, nach Frankfurt, nach Koblenz zu Diez und endlich nach Straßburg zu Görres, machte mit diesem eine Reise nach Lothringen, wo er wieder eine Stigmatisirte kennen lernte, besuchte dann mit dem jetzigen Bischof von Straßburg, Dr. Käß, dessen Mutter in Colmar, dann in der Schweiz die Schüler Sailer's, die Anstalt der Jesuiten in Freiburg, lernte den frommen, durch Gebet heilenden Bauern Wolf kennen u. s. w., und kehrte im October 1825 nach Koblenz zurück. Alles dieses, und was er sonst in jener Zeit erlebte und was ihn bewegte, erzählt der Brief vom 15. März 1826 an seinen Bruder Christian ausführlich, sowie sein Leben in Koblenz und was ihn dort bis zu diesem Tage beschäftigte. Auch die weiteren Briefe an diesen Bruder, welcher damals in Rom lebte, sind so treu berichtend,

und was etwa hie und da fehlt, ist so vollkommen durch die der Zeitfolge gemäß eingeschalteten Briefe an seinen Bruder Franz, seine Freundin u. s. w. ergänzt, daß jede Detailerzählung hier nur eine schlechte Wiederholung sein würde; der Grundzug, der durchgeht, ist ein Leben und Weben mit der Kirche, ein mit ihr sich Freuen und mit ihr Trauern, ein Streben, ihre Interessen im Äußeren und in den Seelen, so viel es ihm möglich, zu fördern und sie vor jedem Nachtheil zu wahren.

Zu Diepenbrock's Übersetzung des Lebens Fenelons von Ramsay (Koblenz 1826 bei Hölcher) schrieb er damals eine meisterhafte Vorrede (siehe Anhang dieser Sammlung); auch der humoristische Aufsatz: „Verschiedene Empfindungen vor einer Seelandschaft von Friedrich“ (gesammelte Schriften IV. Seite 424) erschien 1826 in einer Zeitschrift, scheint aber viel früher geschrieben zu sein.

Auf der Reise, die er 1827 mit dem menschenfreundlichen Diez, den er treffend den Hausknecht Gottes nannte, und dem er bei seiner großartig wohlthätigen Wirksamkeit mit Rath und That zur Seite stand, nach Paris und Lothringen machte, sammelte er Notizen zu seinen barmherzigen Schwestern, welches treffliche Buch (Koblenz, Hölcher 1831) er diesem Freund in der Form einer Schenkung des Ertrags an den Frauenverein in Koblenz dedicirte, mit den Worten: „Gott allein die Ehre und dem Säckelmeister den Pfennig.“ Dem Einnehmer des Koblenzer Frauenvereins, Herrn Hermann Joseph Diez, widmet mit den Worten seines Gastfreundes: „Was ist der schönste und zugleich schwerste Beruf des Wohlhabenden auf Erden? Gottes Rechnungsführer zum Besten der Armen zu sein — in seinem Haus und mit seiner Münze,“ (aus Sailer's Erinnerungen) diese Schrift der Verfasser.

Seine Bilder und Gespräche aus Paris (gesammelte Schriften IV. Seite 353 — 392) geben uns auch ein schönes

Zeugniß seines damaligen Aufenthalts in dieser Stadt, bei dem er mit den ausgezeichnetsten katholischen Autoritäten daselbst, Abbé Martin, Abbé Daubrée, Abbé Dracké, dem Grafen Mont d'Alembert, Eckstein, den Damen des Sacré-Coeur u. s. w. viel verkehrte.

Zur neuen Ausgabe des goldenen Tugendbuches (Koblenz, Hölcher 1829), dessen Prosa von den frommen Schwestern Catharina und Anna von Hertling ins neuere Deutsch übertragen worden, überarbeitete er aus Rücksicht für ungelehrte Leser, ohne sie zu modernisiren, die darin vorkommenden Lieder und schrieb auch die Vorrede dazu (Anhang). Und als im Winter 1830 nach strenger Kälte plötzlich Thauwetter eintrat und die minder harte Eisdecke der Mosel vor der des Rheines brach und die hochanschwellenden Eis- und Wassermassen in dem Dörfchen Lay viel Noth und Elend schufen, brachte sein nicht minder kunstreiches als rührendes Moseleisganglied (gesammelte Schriften I. Seite 400), welches er mit den Worten:

„Geh' betteln armes Lied,  
Geh' um von Thür zu Thür,  
Sprich: diesem Haus sei Fried'!  
Daß Gott die Herzen rühr'!“

hinausandte, einer besonders hart getroffenen Familie kräftige Hilfe.

Wie sehr ihn der Wunsch, durch Übersetzung und Verbreitung guter Bücher heilsam zu wirken, damals beschäftigte, lesen wir in vielen seiner Briefe; die Vorrede zu der Übersetzung der Parabeln von Bonaventura (Sulzbach in der v. Seidel'schen Buchhandlung 1839), welche den Anfang einer zugleich unterhaltenden und belehrenden katholischen Bibliothek bilden sollten, ist von ihm.

Die schöne Erzählung von seinem Aufenthalt mit Sailer und Diepenbrock zu Holtwick, welche in dieser Vorrede vorkommt, ist dem Briefe an seinen Bruder Christian von 12. September 1826, in welchem von demselben Erwähnung geschieht, beigegeben.

Von dem ihm heimathlichen Koblenz machte er öfter Ausflüge nach Marienberg bei Boppard, wo die trefflichen Schwestern Therese und Sophie Doll, deren er in dem Briefe an eine Freundin, Regensburg 1833, in so schöner Weise gedenkt, eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen in ächt katholischem Sinne leiteten. Er weilte gerne dort und freute sich, daß in den Zöglingen das thätig christliche Element auch durch Besuch der armen Kranken in Boppard, und Arbeiten für dieselben, gepflegt wurde. Zum großen Entzücken der jungen Mädchen füllte er zuweilen die Armenbeutelchen derselben mit Groschen, mischte sich unter sie während ihren Spielstunden und zog wohl auch an Sonn- oder anderen freien Tagen in den Wald, oder über die Berge mit dieser fröhlichen Schaar, die sich um ihn drängte, um ihm zu lauschen, und ihn liebte und suchte, wenn gleich manche der Mädchen, besonders solche, die sich etwas dünkten, oder gerne vor ihm glänzen wollten, öfter von ihm scharf getroffen wurden. Jeden kleinen Mangel an Ordnung, die er an allen Menschen, besonders aber an Frauen sehr hoch achtete, rügte er auch streng an diesen ihm so lieben Kindern: „Wenn ich euch gestern meine Tochter gebracht hätte, würde ich sie heute wieder mitnehmen“ — hörte man ihn eines Tages zu den Vorsteherinnen sagen, als er im Speisezimmer, welches die Zöglinge eben verlassen hatten, die Stühle in Unordnung fand. „Könntet ihr euch wohl die Mutter Gottes schlumpig (unordentlich) denken?“ pflegte er zu sagen. „Die selige Emmerich sah, daß sie nie ein unrechtes Fältchen an sich hatte, aber auch nie hatte sie ein unnützes Läppchen umhängen. O, wie so oft geht Beides zusammen, Unordnung und Eitelkeit, und wie oft hält der Teufel ein Mädchen an einem Bändchen fest.“

Das schöne Lied eines Pilgers am Sanct Markusfeste 1830 (gesammelte Schriften I. Seite 108) machte er auch diesen Marienberger Kindern, nach einem der erwähnten, durch Gesang verschönten Spaziergänge.

Dort war es, wo wir ihn zuerst kennen lernten, und unvergeßlich sind uns die schönen Abende, wo er in den Zimmern der Schwestern Doll in seiner hinreißenden Weise, einem engen Kreise von Freunden erzählte; meistens waren es Bruchstücke aus dem Leben der Emmerich, oder von dem mit ihr Erlebten. Aber recht erinnerlich ist uns auch noch ein Abend, an welchem er die Freimaurerei die vom Bösen gestiftete Antikirche der christlichen nannte und eine consequente Schilderung ihres Baues und Wirkens, dem göttlichen Bau und Wirken unserer Kirche gegenüber stellte; wir Alle lauschten ihm schweigend und tief ergriffen.

Von Clemens seltener Divinationsgabe ist schon in Bezug auf seine Studien der slavischen Mythologie gesprochen worden, es bekundete sich dieselbe aber auch im gewöhnlichen Leben. Die verborgensten und verwickeltsten Verhältnisse waren ihm nach kurzem Bekanntsein mit den Familien oft so klar, als ob er der Vertraute aller betreffenden Parteien gewesen; sein Bruder Christian, gegen den er seine Conjecturen häufig mit großer Zuversicht aussprach, war Anfangs oft versucht, darüber ungläubig zu lächeln, und mußte später mit Erstaunen deren Richtigkeit anerkennen.

In solchen Fällen begnügte Clemens sich nicht mit dem Erkennen der Sachlage, er bemühte sich auch, zu ergründen wo die Ursache derselben, und erwog dann in christlichem Wunsche zu helfen, wie dies geschehen könne, suchte zu diesem Zwecke Vertrauen zu gewinnen, welches ihm auch leicht und in hohem Grade zu Theil ward. Bewundernswerth ist die Zartheit und Treue, mit welcher er trachtete die Fehlenden zurechtzuweisen, den Irrenden zu rathen, die Betrübten zu trösten, die Schwachen zu stützen, und er ist so bei seinem großen, einfädelnden Talente manchem müden beladenen Herzen und mancher gequälten Familie ein Hilseengel geworden.

Mit Erstaunen mußte man auch gewahren, wie der menschenfreundliche Trieb, den Bedrängten beizustehen, ihn praktisch und thätig machte, selbst wenn in pecuniärer Weise Bedrängte sich an ihn wendeten; erfindungsreich strebte er ihnen Hilfe zu schaffen, während seine eigenen Vermögensangelegenheiten ihm fremd und unerträglich drückend waren und er sie nur höchst ungeschickt zu handhaben verstand. Zeugniß dafür finden wir in vielen seiner Briefe, einige davon sind eigentlich fast nur zur Bestätigung dieses Charakterzugs aufgenommen worden.

Von dem Spätsommer 1830, wo er nach Frankfurt zu den Seinigen zurückgekehrt, war er längere Zeit dort im Kreise seiner Familie, und in häufigem Verkehr mit Dr. Böhmer, Veit, Frau v. Schlegel, Steingäß u. s. w., arbeitete anfangs noch an seinen barmherzigen Schwestern, die, wie wir schon gehört, 1831 erschienen, machte kleine Reisen nach Koblenz, Wiesbaden, wo in jener Zeit sein Bruder Christian das Bad brauchte, und der aus Frankreich verwiesene, geistreiche Bischof von Nancy, Forbin Janjon, sich aufhielt und mit den Brüdern in nähere Beziehung kam, und zog auf Diepenbrock's Aufforderung, der tief betrübt durch Sailer's Tod sich nach dem alten Freunde sehnte, Anfangs Juli 1832 nach Regensburg, wo er in der ersten Zeit für sich wohnte, fleißig an seinem Leiden Christi arbeitete, den frommen, nach Sailer zum Bischof von Regensburg erwählten Wittmann näher kennen lernte und sterben sah. Im Mai 1833 zog er zu Diepenbrock, Vater und Sohn, in des Letzteren Canonicats-haus an der Donau, siedelte aber im October desselben Jahres schon nach München über, und sprach, von Regensburg scheidend, in seiner schönen Dedication des bitteren Leidens noch den Dank für die dem müden Wanderer gewährte Herberge gegen Diepenbrock und Schwäbl aus. (Siehe gesammelte Schriften I. Seite 100.)

Wenige Tage, nachdem er in tiefer Trauer von Regensburg geschieden, trat eines Abends ein Mann mit grauem Haar und

sonnverbrannten, doch blassen, schönen Zügen, in grauem Rock, den Hut tief in der Stirne, in die Wohnung des Malers Professor Schlotthauer, Glockenstraße Nr. 11 in München, nach dem Hausherrn fragend, der abwesend war. Als die fromme, einfache Hausfrau ihm dies berichtete, fragte er: wer sie sei? und rief, als er's gehört hatte: „Das ist recht! Ich bin Clemens Brentano und möchte gern bei Ihnen wohnen, wollen Sie mich aufnehmen?“ Die Versicherung, daß dies unmöglich, da nicht Raum für ihn im Hause und schon andere Miethsleute aufgenommen, wies er zurück, mit Zuversicht behauptend, daß man Platz für ihn habe, da er sehr wenig bedürfe, daß er arm, krank, verlassen sei, daß die Andern leicht ein Unterkommen finden würden, und so fort. Da er dennoch keine Zusicherung der Aufnahme erlangen konnte, fragte er, wo Schlotthauer zu finden und entfernte sich.

Am Abend erzählte der Eheherr seiner Frau, daß Brentano bei ihm gewesen und dasselbe Gesuch an ihn gestellt habe, und nochmals erkannten die Gatten nach gemeinschaftlicher Berathung, daß es nicht möglich, ihn aufzunehmen.

Gegen Abend des folgenden Tags erschien aber, ohne daß sie Weiteres von ihm gehört hatten, Clemens, gefolgt von einem Kärner mit Gepäck, vor Schlotthauer's Wohnung und verlangte einzuziehen. Keine Gegenvorstellung schreckte ihn zurück und die gutmüthige Hausfrau räumte ihm endlich ihr bestes Zimmer ein, aus welchem er am nächsten Morgen die guten Meubles entfernte und tannene Tische, Büchergestelle u. s. w. statt derselben aufschlug. Nach gewohnter Weise brach er dann einen Fuß aus einem Stuhl, um ihn zu seinem Sitze geeignet zu machen, hängte ein hölzernes Salzfaß an die Wand, welches ihm für die Tabaksasche diente, und hämmerte und wirthschaftete so rüstig, daß die Hauseigenthümerin Klagen darüber zu erheben begann, die ihn aber nicht rührten. Er beehrte nun auch sogleich, daß

in der Küche, durch die er gehen mußte, der Schornstein geschlossen und daß ein Schellendraht durchgeführt werde, damit, wenn er ihrer bedürfe, er Frau Schlotthauer schellen könne: kurz, geberdete sich ganz wie ein altes, zu all' diesen Forderungen berechtigtes Glied der Familie. Der guten, demüthigen Frau wurde es anfangs hang' und sie klagte öfter in ihrem Herzen und wohl auch zuweilen ihrem Manne über argen Zwang; sie ließ sich aber Alles gefallen und sorgte bald für all' seine Bedürfnisse wie eine Mutter.

In der ersten Zeit war er zum Essen auswärts gegangen, doch da ihm eines Tags die Küche seiner Wirthin angenehm duftete, lud er sich zu Gast und begehrte fortan auch Tischgenosse zu werden, gerne zufrieden mit einfacher, aber wohlbereiteter Kost. Bei guter Laune sprach er viel und schmeckte es ihm trefflich; wenn er traurig war, war er auch schweigsam und aß dann oft Tage lang fast Nichts.

Um elf Uhr ging er in die Herzogsospitalkirche zur heiligen Messe und dann auf den Tandelmarkt, von wo er seiner Wirthin immer ein Alterthum mitbrachte; oft hatte er die Taschen ganz voll: einen alten Löffel, eine Blumenvase, was er eben fand.

Während des Tags arbeitete er an seinen Manuscripten über die Gesichte der Emmerich; eine arme Frau, der er dadurch zugleich ein Almosen spendete, war häufig auf seinem Zimmer mit Abschreiben derselben beschäftigt.

In der Dämmerung ging er gewöhnlich in seinem Zimmer auf und nieder, den Rosenkranz betend, oft unter heißen Thränen.

Die Abende brachte er in dem Kreise von Görres zu, wo Philipps, Streber, öfter auch Windischmann und Ringseis, später auch Arndts sich gewöhnlich versammelten, und wo überhaupt

der Vereinigungspunkt des regeren, geistigen, katholischen Lebens in München war. Viel Zeit und Interesse widmete er auch einem protestantischen Fräulein, einer geborenen Schweizerin, die er bald nach seiner Ankunft in München kennen gelernt, und die ihn interessirte, weil sie einfach, verständig, ernst, fromm, kunstsininig und empfänglich für alles Schöne, ihre reichen Einkünfte fast nur zu wohlthätigen Zwecken in weiser Art verwendete, und er in ihr einen fruchtbaren Boden für den katholischen Glauben zu finden glaubte. Viel und ernst hat er sich bemüht, den Samen der Lehre seiner heiligen Kirche darauf zu streuen; daß er vor seinem Tode nicht zur Frucht geworden, machte ihm herben Schmerz, doch wird er sich jetzt im Himmel der reichen Ernte, zu der er gereift, erfreuen; die Hoffnung auf dieselbe beschäftigte und erhellte noch seine letzten Tage.

So große Plage Frau Schlotthauer mit ihm hatte, liebte sie ihn doch bald, seiner großen, aufrichtigen Frömmigkeit, seiner dankbaren Anhänglichkeit und seiner oft tiefen Trauer wegen mütterlich, und wie ein liebender Sohn schenkte er ihr Vertrauen, las ihr seine schönsten Geistesblüthen vor, so wie sie entsprossen, und freute sich, daß ihr schlichter, einfacher Sinn ihn verstand. So gut sie ihn auch bald behandeln lernte, hatte sie doch viele Mühe ihn zu einiger Hausordnung zu gewöhnen, so z. B. dauerte es lange bis sie ihm begreiflich machen konnte, daß es unzulässig, daß er, wenn es schellte, aus seinem Zimmer die Hausthüre aufzog und sich dann nicht weiter um die Eintretenden bekümmerte. Auch mit seinen Rechnungen hatte sie große Noth. Wie sie damit kam, wies er sie barsch zurück: „Fort, fort mit dem Papier, ich will Nichts davon wissen; dort steht Geld, nehmen Sie, was Ihnen gehört, aber lassen Sie mich um Gottes willen Nichts davon hören.“ Größer war das Kreuz, wenn sie für neue Kleider, Wäsche oder Stiefel sorgen sollte; die mußte irgend ein armer Gefelle machen, und wenn sie ankamen, wurden

Klagen in Menge laut: „Das ist aber niederträchtig. Sehen Sie nur, wie hat er mir den Rock verdorben, das Tuch ist verschnitten, das ist den Leuten das Geld abgestohlen, das ist nicht erlaubt, das ist nicht recht!“ u. s. w. Nachdem ihn Frau Schlotthauer näher kennen gelernt, stimmte sie bei solchen Gelegenheiten in seine Klagen nicht nur ein, sondern überbot ihn noch, und wenn sie dann beifügte, der nachlässige Mann dürfe nie mehr für ihn arbeiten, müsse diese Arbeit zurücknehmen, den Stoff ersetzen u. s. w., hieß es: „Der arme Teufel, nein, das will ich nicht; lassen Sie ihn nur wieder kommen!“ und zuweilen gar: „ich will in meinen alten Kleidern nachsehen und mir noch Etwas zurecht machen lassen“ — und nun trug er die Kleidung ohne Weiteres.

Beehrte Frau Schlotthauer für ihre Armen ein Almosen von ihm, so war gewöhnlich die erste Erwiederung: „Ach, lassen Sie mich gehen, ich bin selbst arm.“ Und dann kam er wieder und sagte: „Sie sind eine gute Frau, ich will Ihnen Etwas schenken,“ und gab ihr Geld für ihre Armen, je nachdem er eben geklaut war.

Ebenso hörten die an der Thüre Bittenden meistens zuerst: „Was kann ich geben, wie begehrt ihr von mir Etwas?“ und hatten sie ihm ihre Noth geklagt, so schleuderte er ihnen oft Kleider, Stiefel, Geld, oder was es eben war, hin und floh in seine Kammer.

Jeden Besuch, den er bekam, Frauen und Herrn, Priester und Bischöfe, brachte er Frau Schlotthauer in ihr Zimmer, und stellte dieselbe seinen Gästen mit den Worten vor: „Dies ist Frau Professor Schlotthauer, eine gar gute, schlumpige Frau.“ (Sie hielt nämlich sehr viel auf genaue Ordnung.) Die Arme war anfangs oft verwirrt und betroffen darüber, dann fügte sie sich aber auch in diese Eigenheit und gewöhnte sich nach und nach daran. Hatte sie Gäste, so kam er auch

herbei, wenn's ihm eben einfiel, fragte, wer sie seien und begrüßte selbst ihm ganz Fremde oft mit einem derben Spaß. Wurde derselbe gut und verstehend aufgenommen, so war seine Gunst gewonnen; wurde man empfindlich darüber, so hatte man Alles bei ihm verloren, wie eine Dame, die ihm Frau Schlott-hauer als eine Freundin vorgestellt hatte, dadurch, daß sie über seine Entgegnung: „Freundin? Nun, Du wirst sie gestern auf der Dult kennen gelernt haben,“ sich verletzt fühlte. Wogegen ein junges Mädchen ein wahrhaft väterliches Wohlwollen von ihm gewann, weil sie, als sie auf seine Frage ihren Namen „Auguste“ genannt (den Namen seiner zweiten Frau), auf seine derbe Bemerkung: „Pfui, schämen Sie sich, wer wird Auguste heißen? Auf die gebe ich Alle Nichts!“ lachend erwiderte: „Nun, so will ich mir Mühe geben, diesen Namen wieder bei Ihnen zu Ehren zu bringen.“

Die jungen Künstler der Akademie baten ihn einst, ein Gedicht zu machen für Cornelius; Brentano fing es an mit den Worten:

„Wir können nichts,  
Wir können Alle nichts!“

Den Septemberl fand er sehr geistreich.

Wissenschaftlicher Dünkel war ihm bei jungen Leuten überaus verhaßt; so sagte er eines Tages einigen jungen Theologen, die in sehr jugendlicher Begeisterung mit philosophischen Floskeln um sich warfen, von Schelling, der Philosophie, der Mythologie und der Offenbarung sprachen, zu ihrem großen Erstaunen: „Ach, gehen Sie mir, ein Tropfen Weihwasser, den ein altes Mütterchen mit frommem Glauben beim Eintritt in die Kirche nimmt, ist mir lieber, als die ganze Schelling'sche Philosophie.“

Einer jungen Freundin, mit der er einmal über den Wittelsbacher Platz ging, bemerkte er: „Das ist dumm mit der

Erzstatue; wäre der Reiter von Zucker und mit Chocolate übergossen, so hätte man doch etwas davon.“

Von einer schönen Aussicht sagte er: „Was soll ich damit, ich kann sie ja doch nicht essen.“

So sehr Clemens gründliche Wissenschaft zu schätzen wußte, so viel verstehenden Sinn er für Kunst- und Naturschönheit hatte, liebte er diese Weise, um, wenn er irgend eine Übertreibung oder einen Götzendienst fürchtete, gleich von vornherein zu imponiren und ein Gegengewicht in die Wagschale zu legen, in einem überraschenden Gleichniß oder einem recht schneidenden Scherze. Auch dies trug gewiß viel dazu bei, daß er oft paradox genannt wurde, oder daß man ihm einen blinden Glaubensfanatismus vorgeworfen, und doch sagte er nicht leicht Etwas, was nicht einen tiefen, ernstern Sinn unter einer noch so scherzhaften und abenteuerlichen Form verbarg.

In der Lerchenstraße hatten in jener Zeit der jetzige Bischof von Passau, Dr. Hoffstädter, Graf Poggi, Baron Bernhard, Schlotthauer und Hoffstadt eine Gesellschaft gebildet, die sich „zu den drei Schilden“ nannte, und deren Hauptzweck war, die mittelalterliche Kunst zu heben; Hoffstadt hatte natürlich mehr die gothische im Auge; auch Montalembert und andere geistreiche Franzosen, welche sich damals in München aufhielten, nahmen öfter Theil an dieser Gesellschaft.

Diesen Kreis besuchte Brentano oft und gern, und interessirte sich für die jungen Künstler, die Schlotthauer dort aufführte, wie auch manche andere, vorzüglich arme Künstler, bei ihm in vieler Weise Rath und Unterstützung fanden. Manchen ist er, besonders durch einige treffende hingeworfene Worte, worin eines seiner größten Talente bestand, und deren ein einzelnes von ihm manchmal wie ein Blitz erleuchtete und mitten ins Innerste traf, ein wahrer Segen geworden. Über eine Reise, die er im

Jahr 1835 nach Tyrol gemacht, gibt er in dem Briefe vom 8. November 1838 dieser Sammlung selbst die beste Auskunft.

Im Jahr 1838 ließ Brentano sich endlich nach langem Widerstreben überreden, sein Märchen: „Gockel, Hinkel und Gackeleia“ (Frankfurt, bei Schmerber 1838. Gesammelte Schriften V. Seite 1) herauszugeben, und dedicirte es, ein durchs ganze Leben treu gebliebener Freund, einer Jugendfreundin, Frau Geheimerath v. Willemer, als „Großmütterchen.“ Ursprünglich hatte es dem großen Cyclus der Rheinmärchen angehört, er erweiterte es aber in München und fügte ihm „das Tagebuch der Ahnfrau“ bei, welches in den gesammelten Schriften im vierten Bande Seite 49 der „Chronica eines fahrenden Schülers“ folgt, weil Clemens mehrmal geäußert, daß es eine Fortsetzung desselben sei; das Wie ist allerdings nicht leicht aufzufinden.

Als er bei Vollendung des Buches um ein Almosen für eine in Gelnhausen zu erbauende katholische Kirche gebeten wurde, glaubte der Dichter, dessen Phantasie damals sich so viel mit Hennegau und Gelnhausen beschäftigt hatte, einen Wink der Vorsehung darin zu sehen, und beschloß, diesem heiligen Zwecke den etwaigen Ertrag dieses scherzenden Kindes seines Geistes zu weihen, dessen harmlose Schönheit ein religiöses Grundgefühl durchweht, wie der unsichtbare Hauch eines Sonntagsmorgens.

Höchst charakteristisch für den Dichter sind die Verse:

„Salomo, du weiser König,  
Dem die Geister unterthänig,  
Setz' uns von dem stolzen Pferde  
Ohne Fallen sanft zur Erde,  
Führ' uns von dem hohen Stuhle  
Bei der Nachtigall zur Schule,  
Die mit ihrem süßen Fallen  
Gott und Menschen kann gefallen.  
Führ' uns nicht in die Versuchung  
Unfruchtbarer Untersuchung;

Nicht der Kelter ew'ge Schraube,  
 Nein, die Rebe bringt die Traube.  
 Mach' einfältig uns gleich Tauben,  
 Segne uns mit Kinderglauben.  
 Lasse uns um jede Gnade  
 Kindlich bitten, kindlich danken;  
 Lass' die Engel bei uns wachen,  
 Daß wir wie die Kinder lachen,  
 Daß wir wie die Kinder weinen,  
 Lass' uns Alles sein, nicht scheinen."

Am Ende des Jahres 1838, als in München die Gattin seines oft erwähnten trefflichen Freundes Dietz aus Koblenz, wohin sie mit einer kranken Schwiegertochter zu deren Pflege gereist, und wo sie zugleich eine liebe Tochter besuchte, Frau Johanna Dietz von Koblenz, gestorben war, sprach er die Trauer und Hoffnung der Zurückgebliebenen und seine Dankbarkeit für die ihm von ihr gewordene Gastlichkeit und Fürsorge in frommer Begeisterung in dem herrlichen Grabgesange: „Beim Hingange der lieben Freundin und Mutter“ (gesammelte Schriften II. Seite 535) in ungemein zarter, inniger, liebevoller Weise aus.

Große Bekümmerniß kam über Clemens, als Professor Schlotthauer im Februar 1840 sein orthopädisches Institut errichtete und dadurch sein längeres Zusammenwohnen mit diesen frommen, sinnigen Leuten, die so viele Jahre die liebevollste christliche Sorge für ihn gehabt, unmöglich wurde. Auch für sie war dies ein empfindlicher Schmerz.

Frau v. Sendtner, eine fromme Wittwe, die Übersetzerin der Geraldine und anderer guten Schriften, entschloß sich nun, von seiner Noth und Trauer gerührt, die Stelle, welche Frau Schlotthauer bis jetzt so treu ausgefüllt hatte, zu übernehmen; aber der liebe Gott hatte es anders beschloffen. Als seine Bücher und andern Effekten kaum nach ihrer Wohnung am Alt-

hammered in München gebracht worden und sie ihm noch am Ordnen beistand, rief ein Schlaganfall sie plötzlich hinüber und ließ ihn unsäglich hilflos in Mitte von jammernden, unversorgten Waisen zurück.

Da er, um München nicht verlassen zu müssen, den wiederholten, dringenden, liebevollen Aufforderungen seiner Familie, in ihren Kreis zurückzukehren, nicht willfahren wollte, gab der geistreiche, fromme und gelehrte Professor Haneberg endlich seinen Bitten nach und bezog mit Brentano ein Haus in der Frühlingsstraße, wo eine brave Person, die ihm seine vieljährige Freundin, Apollonia Diepenbrock, gesendet hatte, seine Wirthschaft führte. Dieses Zusammenwohnen mit Haneberg, der den genialen Dichter, trefflichen Mann und eifrigen Christen kindlich verehrte und liebte, hatte für Clemens auch den Gewinn, daß er manchen Nachweis erhielt über die Übereinstimmung der Emmerich'schen Gesichte mit der Kabbala.

Als im Jahr 1841 der Eisgang der Donau in der Diöcese Regensburg große Verwüstung anrichtete, ließ das Mitleid mit den dadurch Beschädigten ihn das schöne Lied von der heiligen Marina herausgeben, welches er einige Jahre früher gedichtet. Zu diesem rührenden Bilde der Leidenden Unschuld und himmlischen Ergebung hatte ihm eine Zeichnung eines seiner liebsten jüngeren Freunde, des Historienmalers Steinle, die Veranlassung gegeben. Die Zueignung an denselben und das Lied selbst dürfen wohl zu seinem Vollendetsten gezählt werden. (Gesammelte Schriften I. Seite 191.)

Mit dem Annahen und den Zeichen der Krankheit, der sein Leben unterliegen sollte, mehrten sich für Clemens die Stunden großer Betrübniß, und man gewahrte in ihm jetzt zuweilen daß ihm Denken und Arbeiten schwer wurde, und einen Mangel an Fähigkeit zu fast jeder anderen Beschäftigung, als der des Fortarbeitens an seinen ihm so werthen Manuscripten von

der Emmerich. Er hätte sich in solchen Augenblicken der Trauer gerne Jedermann zu Füßen legen mögen, und flehte nur und bat um vereintes Flehen, um Vergebung von Gott und den Menschen. Zeugniß hiefür, nebst anderen, der Brief an seinen Bruder Christian vom 9. Juni 1841. Diese Stimmung war jedoch nicht immer dauernd und scheint viel von momentanem Befinden und äußeren Verhältnissen bedingt gewesen zu sein, denn Emma v. Niendorf erzählt uns in ihren mit Freundschaft für Brentano und weiblicher Wärme und Phantasie geschriebenen „Sommertagen mit Clemens Brentano“ (Aus der Gegenwart, Berlin 1844), wie schöne Stunden sie im Juli und August 1841 mit den beiden Dichtern, Clemens Brentano und Justinus Kerner, in München verlebte. Wie reichen Schatz ihr unseres Dichters Freundschaft geöffnet, bezeugen ihre Erinnerungen, in denen wir ihn oft recht getreu gezeichnet erkennen. So z. B. glauben wir ihn zu sehen, wenn sie ihr erstes Begegnen mit ihm bei Kerner erzählt: „Da ist eine Frau, die Sie kennen lernen will,“ sagte Kerner. „Pfui Teufel!“ — „Sie wird nicht länger hier bleiben, lieber Brentano, und Sie besuchen.“ — „Gott behüt' mich!“ Und wie er dann aussprang und sie an den Schultern faßte mit den Worten: „Kommen Sie her, wie sehen Sie denn aus?“ und nachdem er ihr prüfend ins Auge gesehen, hinzusetzte: „Nun, das ist ja eine ganz liebe Anmuthstrampel — ich hatte Angst vor einer literarischen Dame.“

Auch hören wir ihn gleichsam, wenn es heißt, daß er Kerner, als er ihm ein Album zum Einschreiben hingelegt, fragte: „Sind Sie auch ein Erinnerungsfel?“

Als charakteristisch heben wir aus diesen Sammlungen noch einige Stellen aus: „Das ist's ja, daß ich den Leuten immer weh thun muß — hörte ich ihn oft klagen — ich mein' es doch so gut und verwunde Alles, was mir naht.“ —

„Nicht mit Unrecht sagte Kerner von ihm: Er ist wie ein Cactus so schön und so stachelich!“ —

„Ein andermal äußerte er: „All unser Elend ist der Überfluß. Es gibt nur eine Sünde: Überfluß, und nur eine Tugend: Armuth, Entfagung. — Kinder, ihr All' hungert noch nach Menschen, ich bin auch noch immer hungerig. Man berauscht sich in einander und das hindert sich selbst zu finden und zu behalten. Das ist mein Jammer, daß ich die Menschen so liebe. Ich erschrecke, wenn mich Jemand interessirt. Jeder reißt mir wieder ein Stück von meinem Leben.“ —

„Er gestand mir: Ich bin von Jugend auf und jetzt noch immer zu stürmisch in Allem. Jedes Glas Wasser, welches ich einschenke, mache ich zu voll, daß es überläuft.“ —

„In Bezug auf eine Äußerung über die hohe Lyrik in Bettinen's Tagebuch der Liebe: Alles, was man aus sich heraus dichtet und spricht, sollte nur Gott gehören. Alles, was uns rührt und jede reine Freude genießen wir mit Unrecht, denn Freude sollte nur Gott haben. Die Liebe, die man zu Menschen hat, ist immer ein Diebstahl, denn nur ihm gehört die Liebe; und darum dreht man sich in der Verliebtheit so um und um und stellt sich so toll auf den Kopf, eben weil's unrechtes Gut ist, weil's gestohlen ist. Deswegen muß man zu jedem Menschen sagen, den man noch sehr liebt: Du verdienst es nicht! — auch der Schönste nicht, denn Schönheit ist nur in Gott.“ —

„In Erwiederung auf die Klage über eine verlorene Handschrift, die ihm sehr lieb gewesen: Man verliert oft Kostlicheres und bemerkt's nicht.“ —

„Sie sind nicht so kindlich, wie ich meinte; Sie sind viel verwickelter. Wenn Sie wüßten, wie ich Sie mir gedacht habe, Sie würden laut schreien vor Jammer, daß Sie nicht so sind.“ —

„Endlich sagte er: Da ist eine schöne Gesellschaft beisammen: die Todtfranke, da die hoffärtige Krankenwärterin und zwischen Beiden ein verrückter Poet!“ —

„Brentano, tragen Sie mir meinen Hochmuth nicht nach!“ bat ich. „Dazu bin ich viel zu stolz, was meinen Sie denn? Ich trage Ihnen Nichts nach. Jetzt soll ich ihr noch ihren Hochmuth nachtragen!“ —

Durch Emma v. Niendorf erfahren wir auch, daß das Gedicht: „Die Alhambra“ (gesammelte Schriften I. Seite 366) sich auf die Gündlerode bezieht, und daß es entstanden in Folge eines Gesprächs, in welchem sie ihm von ihren Phantasien erzählt, worüber er sie genedte, mit den Worten: „Jetzt bin ich das, jetzt das; dort sitz' ich, da flieg' ich“ u. s. w.

Im Herbst 1841 entschloß sich Clemens endlich, dem Trieb des eignen Herzens und den Wünschen seiner Familie willfahrend, zu einer Reise in die Heimath, und erschien anfangs September eines Morgens überraschend in der Wohnung seines Bruders Christian in Aschaffenburg. Den liebevollen, herzlichen Willkommen, womit ihn die Familie begrüßte, nahm er anfangs kalt und scheu an, nach und nach aber wurde es ihm erquicklicher zu Muth. Er bezog ein Gartenzimmer mit schöner Aussicht auf den Main und den fernen Taunus, welche ihm sehr wohlgefiel, theilte Geschenke von zierlichen Wachsarbeiten, die er von Würzburg mitgebracht, unter die Kinder aus, erfreute sich an ihnen, besuchte Freunde in der Stadt und der Nachbarschaft, machte Spaziergänge mit Bruder und Schwägerin, las ihnen vor aus den ersten Druckbogen des Lebens Mariä und anderen Manuscripten, und blieb einige Wochen, im Ganzen zufrieden; doch war seine Stimmung untermischt von Stunden unaussprechlicher Trauer. Aber die Liebe und Theilnahme, die man ihm bewies, stieß er nicht zurück, sondern war dankbar und mittheilend dagegen und sprach gerne mit einem Freunde des Hauses über die neueren Dichter und Literatur und scherzte mit ihm in seiner eigenthümlichen Weise.

Gleich am ersten Tage nach seiner Ankunft hatte er seine

Schwägerin um ein Weihwasserkeßelchen gebeten: „Siehst du, wenn ich wach werde bei Nacht, so greife ich gleich nach dem Weihwasser, und segne mich damit: das tröstet mich, und dann kann ich besser für mich und alle Sünder bitten und für die ganze Welt, und sie segnen. So böß und sündhaft ich auch bin, hoffe ich, Gott wird dies doch wohlgefällig aufnehmen und den Segen nicht ganz ohne Frucht lassen; ja ich bin überzeugt, daß solche stillen, einsamen Gebete oft Einfluß auf die Richtung von Menschen und Schicksalen haben. Wie wirksam war doch das Gebet jener armen Klosterschwester, welche den Kreuzgang betend kehrte, während ein berühmter Redner predigte. Die großen Befehrungen, welche darauf folgten und die man seinen ausgezeichneten Predigten zuschrieb, zeigte der heilige Geist einer erleuchteten begnadigten Seele, als Frucht jenes demüthigen Gebetes.“

Da kam sein Bruder Georg, seine Schwester Ludovika von Des Bordes und sein geliebter Freund Steinle ihn nach Frankfurt zu holen, wo man sein Kommen nicht mehr erwarten konnte. Dort wurde ihm seine Nichte Sophie von Schweizer, die jüngste Tochter seines Bruders Georg, zu besonders großem Troste. Sie verstand ihn, sie lauschte seinem Schmerz und suchte ihn zu verschuchen, und indem sie seine Interessen theilte, gewann sie ihm auch wieder rege Theilnahme für die ihrigen ab; auch die anderen Familienglieder alle bezeugten ihm Liebe. Er verkehrte häufig mit seinen Freunden Steinle, Steingäß und Anderen, und fühlte sich wohler im heimathlichen Kreis, als er gedacht, und belebte und verschönte ihn sogar öfters, interessirte sich für die frohen Feste, welche damals in der Familie gegeben wurden auf Veranlassung der Verlobung eines seiner Neffen, und besonders für ein Schattenspiel, welches seine Schwester Des Bordes damals gedichtet und mit Hilfe seines Bruders Christian und Friedmund von Arnim's zu befriedigender Aufführung brachte.

Einem frohen Abend, wo er sich überreden ließ, bei Steinle seine Wehmüller vorzulesen, verdankt das geistreich aufgefaßte Porträt von Clemens Brentano, welches dieser Künstler während dem Vorlesen derselben gezeichnet, und welches wir in Lithographie besitzen, seine Entstehung.

Vielleicht wäre es den Seinigen damals gelungen, ihn in der Heimath festzuhalten, wenn nicht Professor Schlotthauer bei der Durchreise ihn in Frankfurt besucht und ihm Gesellschaft und Hilfe für die Rückreise zugesagt hätte. Nun war er nicht mehr zu halten. Am Tage nach Sanct Clemens, den 24. November, reiste er ab, blieb noch eine Nacht in Aschaffenburg bei seinem Bruder, der ihn bei der vorgerückten Jahreszeit, mit manchen Vorboten seines Hauptleidens und starkem Husten, nur sehr besorgt ziehen ließ. Nur zu bald zeigten sich diese Besorgnisse gerechtfertigt, und schon im Mai war sein Leiden so sehr entwickelt, daß Christian, auf Clemens Wunsch, zu ihm gerufen wurde.

Hatten die beiden Brüder sich auch in manchen Stunden minder nahe gestanden, als zwei originelle, entschiedene Naturen, mit großer Ähnlichkeit und Verschiedenheit, sich wohl zuweilen schroff berührt: so war große, tiefbegründete Liebe und Achtung und die Empfindung, in der Hauptsache gleicher Gesinnung zu sein, doch nie in ihren Herzen erstorben gewesen, und es bewies sich jetzt, was Clemens einst aussprach, daß es Augenblicke und Lagen gibt, wo bloße Freundschaft nicht hinreicht, sondern wo es eines vom gleichen Mutterchooße geborenen Helfers bedarf. Christian wurde ihm, wie er ihn einst in anderer Beziehung genannt, ein Trost- und Hilfengel. Er pflegte den Bruder, den er nicht nur körperlich krank und in der Seele tief betrübt fand, dessen Geisteskraft und Klarheit durch vielen Gebrauch von Digitalis so gelitten, daß bei ihm zwischen Gedanken und Wort oft eine große Kluft war, mit der auf-

opferndsten brüderlichen Liebe und einer ihm eignen Zartheit und erfinderischen Geschicklichkeit. Er suchte alle Störung zu entfernen, Seelentrost und Hilfe zu schaffen, und wartete ihn in den höchsten und geringsten Bedürfnissen mit solcher Treue, daß er sich während drei Wochen, was fast unglaublich klingt, nur eine Nachtruhe gestattete, und dies nur, als Professor Streber, der treffliche Freund, der seine Erschöpfung sah, sich für diese Nacht zur Wache und Pflege erboten.

Nun aber, da Christian fühlte, daß er dies nicht fortsetzen könne und Clemens Zustand sich gebessert fand, schlug er ihm, mit des Arztes Bewilligung, die Reise nach Aschaffenburg vor, wo er ihm größere Bequemlichkeit und Pflege verheißen durfte. Clemens willigte gern ein, und nachdem die vielen Bücher und Manuscripte gepackt waren (von welchen letzteren Clemens sich nicht trennen wollte) und der Kranke den nächsten Freunden Lebewohl gesagt (von welchem Abschied Professor Schlotthauer erzählte, in wie rührender Weise er ihn um Verzeihung gebeten für alle etwaige Beleidigung, und wie er ihm aufgetragen, auch allen anderen Freunden und Bekannten zu sagen, daß er sie bitte, ihm jegliche Kränkung oder Ärgerniß vergeben und allezeit für ihn beten zu wollen), fuhren die Brüder mit einem frommen Diener per Post im eignen Wagen weg, und als Clemens beim Fahren wohler wurde, ging's Tag und Nacht durch, doch saß bei der Nacht Christian mit dem Licht in der Hand, den Bruder beobachtend, neben ihm, und so kamen sie, in Miltenberg von Christian's Frau abgeholt, am 8. Juli Abends in Aschaffenburg an.

Den letzten Theil der Reise war Clemens besonders heiter gewesen, er wußte seiner Schwägerin ihres Gatten unermüdlige, treue Sorgfalt und Pflege nicht genug zu rühmen, und gefiel sich in Plänen eines künftigen, dauernden Zusammenlebens. Wohllich sprachen ihn die ihm bereiteten freundlichen Zimmer an, er erholte sich in den ersten Tagen sichtlich an Körper und Geist.

Er konnte die oberen Zimmer des Hauses besuchen, auf dem Balcon sitzen und sich der schönen Aussicht ins Mainthal freuen, und als die Geschwister mit einem Arzt und Freunde von Frankfurt kamen, ihn zu sehen, hofften sie, daß man das Übel noch für längere Zeit werde bewältigen können. Sogar eine Spazierfahrt durfte ihm noch erlaubt werden, und einige Stunden des Tages brachte er gewöhnlich in dem Hausgärtchen zu, in welches eine Thüre aus seinem Schlafzimmer führte.

Freilich mußten dazwischen auch wieder starke Mittel angewendet werden, Eis auf den Kopf und Öffnen der Veine; aber die Mittel schienen doch zu wirken, die Pflege der Geschwister, die ihn bei Tag und Nacht abwechselnd umgaben, that ihm wohl, und die geistliche Fürsorge des vieljährigen Freundes der Brentano, des vortrefflichen Pfarrers Lennig in Seligenstadt, jetzt Generalvicar des hochwürdigen Bischofs von Mainz, der wöchentlich herüber kam, des Kranken Beichte zu hören, wirkte erhebend und beruhigend auf ihn.

Er war in rührender Weise geduldig, freundlich und dankbar für jeden Liebesdienst — und als das Übel sich nach vierzehn Tagen plötzlich verschlimmerte, als das Wasser schnell stieg und gewaltsam ans Herz stieß, da bewährte sich, daß sein Glaube an Gott und seine heilige Kirche fest in ihm begründet war. Wenn behauptet wurde, daß er denselben und die Kraft der Sakramente immer so sehr gerühmt und sich doch so unglücklich gefühlt und selbst nicht Trost habe finden können: so hätte man ihn in den letzten Tagen sehen sollen, um begreifen zu lernen, was dieser Glaube und die Sakramente der Kirche vermögen. Sie war ihm treu, seine Kirche, in dem entscheidendsten Augenblicke, wie er ihr treu gewesen. Sein Krankenzimmer war ein Ort der Erbauung und des Gebets. Dankend und liebend nahm er an, was menschliche Hilfe ihm geben konnte, die beste aber bei dem höchsten Helfer suchend.

„Vater unser!“ rief er, wenn die Wellen des Wassers ihm wider das Herz stießen. „Vater unser!“ wenn er von Schlaflosigkeit ermattet war. „Vater unser!“ wenn Seelenbeängstigungen ihn quälten, was indeß selten war, in den letzten Tagen.

„Jesu dir leb' ich, Jesu dir sterb' ich, Jesu dein bin ich todt und lebendig!“ hörte man ihn oft beten. „Liebster Jesu komm' zu mir, ach, mein Herz verlangt nach dir!“ war der wiederholte Ruf seines brennenden Verlangens nach dem Heiland.

Nun konnte er nicht mehr auf sein, und wie er zu Bett gebracht werden mußte, stieg das Wasser mit solcher Schnelligkeit, daß man nebst den anderen heiligen Sakramenten auch die heilige Ölung ihm geben zu müssen glaubte. Während Clemens sie mit großer Ruhe und Andacht und Klarheit empfing und die Geschwister sein Bett kniend umgaben, traten zwei seiner liebsten Freunde, der Maler Steinle und der Priester August van der Meulen, damals Inspector der Selectenschule in Frankfurt, jetzt Abt des Trappistenklosters auf dem Olivenberg im Elsaß, von dem er in seinen Briefen öfter in große Liebe bekundender Weise spricht, in's Zimmer, und hatten somit den Trost, dieser ernstest, heiligen Handlung beizuhohnen zu können.

Nachdem der fromme Guardian der Kapuziner in Mchaffenburg, der ihm das Sakrament gespendet, den Kranken verlassen und er etwas geruht hatte, sprach er noch länger und heiter mit den Freunden, die ihn erst um Mitternacht, mit dem Eilwagen nach Frankfurt zurückkehrend, verließen. Den übrigen Theil der Nacht theilten, wie gewöhnlich, Bruder und Schwägerin sich in seine Pflege, er schlief fast nicht, war ungemein ernst, und als ihm die Letztere, um ihn zu erheitern, bemerkte, die Freundinnen, die er seit längerer Zeit sehnlichst erwartet, würden gewiß bald kommen, bat er: „Nichts davon!“ als ob er Alles, was ihn außer Gott hätte beschäftigen können, habe fern halten wollen.

Am Morgen beehrte er indeß ein Frühstück, genoß auch

noch Etwas, und man bemerkte zwischen sieben und acht Uhr, als seine Schwägerin hinausgerufen wurde, weil die erwarteten Freundinnen wirklich angekommen waren, noch kein Zeichen naher Gefahr.

Doch während dieselben bei seinem Bruder waren und die Schwägerin den Kranken auf die Ankunft der Gäste vorzubereiten suchte, veränderte sich sein Zustand so schnell, daß sie nur noch eiligst mit starkem Schellenzug den Gatten und die Angekommenen herbeirufen konnte, welche hereintraten, als er ihr noch die Sterbegebete mit brechender Stimme nachsprach; sie konnten die ihrigen noch damit vereinigen, doch erkannte sein erlöschendes Auge sie wahrscheinlich nicht mehr. Um halb neun Uhr Morgens am 28. Juli 1842 kehrte seine müde, vielgeprüfte und geläuterte Seele zu ihrem Schöpfer zurück, um in seligem Schauen den Lohn ihres thätigen Glaubens zu empfangen.

Aus dieser einfachen, getreuen, mit Belegen bewahrheiteten Erzählung von des Dichters Leben, Seyn und Thun, widerlegt sich von selbst, was vielfach über ihn ist gefaselt worden, von Übertritt von der protestantischen zur katholischen Religion, von seinem Wirken in Rom (das er nie gesehen) für die Propaganda, in deren Sold er gestanden haben soll, und von seinem Bußleben als Mönch in einem Kloster.

Dem, was von manchen Seiten über seine Zerrfahrenheit ist gesagt worden, stellen wir zum Schlusse noch das Urtheil des geistreichen Recensenten seiner Mährchen im neunzehnten Bande der historisch politischen Blätter entgegen:

„Nach allem diesem könnte in der That nur eine sehr beschränkte Beurtheilung, die für die unsichtbaren Geisteskämpfe überhaupt kein Verständniß hat, Brentano zu den Zerriffenen

zählen wollen; denn was bei ihm wohl zuweilen so erscheint, beruht keineswegs, wie bei den Zerrissenen, auf Unglauben, auf einer bloßen Negation und Blasirtheit, mit einem Worte: nicht auf innerem Bankerott, sondern auf einem geistigen Überschusse, der in den hergebrachten Formeln der Poesie nicht aufgehen will. Und wenn jene ihre Blöße mit den Lappen der Genialität, die Brentano verschwenderisch als Lumpen weggeworfen, mühselig zu flicken und zu behängen trachten und mit ihrer Armuth obendrein noch kokettiren; so hat dieser dagegen den Zwiespalt in sich stets als eine Krankheit erkannt, die man nicht freventlich hegen, sondern bezwingen soll. Auch er zwar handhabt die Ironie scharf und gewandter als irgend einer seiner Zeitgenossen; aber seine Ironie ist keine sich selbst genügende, ästhetisch aufgebaute Kunst, sondern eine aus innigster Entrüstung hervorbrechende, moralische Kraft, um das Schlechte und Gemeine im Leben zu vernichten.“